



Gutes Altern im Urner Berggebiet

**Erfahrungen, Wahrnehmungen und Geschichten von älteren Menschen
über ihr früheres und aktuelles Leben und ihre Zukunftswünsche in zwei
Urner Berggemeinden**

**Auswertungsbericht
Februar 2025
Altdorf**

AutorInnen:
Eveline Lüönd
Rahel Wunderli
Rina Rolli
Tiziano Schürch
Dieter Schürch

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	3
1 Ausgangslage	4
1.1 Allgemein	4
1.2 Kantonale Projekte rund ums Alter(n)	5
1.3 Vom Tessin nach Uri	8
2 Zum Projekt	19
2.1 Projektbegründung.....	19
2.2 Projektorganisation	19
3 Datenerhebung	21
3.1 Methoden.....	28
4 Auswertung	32
4.1 Biografie	32
4.2 Räume der Begegnung	40
4.3 Mobilität	44
4.4 Netzwerke/Gemeinschaft	46
4.5 Gesundheit / Betreuungssituation	50
4.6 Informationsbeschaffung	53
4.7 Zukunft	54
5 Bedürfnisse und Empfehlungen	56
5.1 Empfehlungen für Kanton und Gemeinden	59
6 Anhang	63

Tabellenverzeichnis

<i>Tabelle 1</i>	30
------------------------	----

Abbildungsverzeichnis

<i>Abbildung 1</i>	4
<i>Abbildung 2</i>	10
<i>Abbildung 3</i>	11
<i>Abbildung 4</i>	12
<i>Abbildung 5</i>	13
<i>Abbildung 6</i>	14
<i>Abbildung 7</i>	15
<i>Abbildung 8</i>	16
<i>Abbildung 9</i>	17
<i>Abbildung 10</i>	17
<i>Abbildung 13</i>	24
<i>Abbildung 14</i>	27

Zusammenfassung

Kapitel 1 zeigt die Ausgangslage zur älteren Bevölkerung im Kantons Uri und die demografischen Voraussagen. Zudem werden kantonale Projekte, Initiativen zu Altersthemen vorgestellt und auf AkteurInnen im Altersbereich hingewiesen. Das Kapitel schliesst mit den Erfahrungen aus dem Tessiner Modellvorhaben «Tessiner Bergtäler (TI): Ideen für eine altersgerechte Raumentwicklung», welches für das Urner Projekt ein wichtiger Ausgangs- und Bezugspunkt ist.

Kapitel 2 stellt die AkteurInnen hinter dem Projekt «Gutes Altern im Urner Berggebiet» vor: Projektteam, Resonanzgruppe, Schlüsselpersonen aus den untersuchten Gemeinden und Freiwillige InterviewerInnen.

Kapitel 3 ist der Herangehensweise und Methodik des Projekts gewidmet und den Porträts der untersuchten Gemeinden Silenen und Isenthal mit den dazugehörigen Dörfern. Es erläutert die Datenerhebung, insbesondere das Vorbereiten, Führen und Auswerten von Oral History-Interviews und beschreibt die Themen, die den Leitfaden der Interviews bildeten (S. 27-28). Auch das Vorgehen der in das Projekt involvierten ArchitektInnen bei der räumlichen/architektonischen Analyse wird erklärt.

Kapitel 4 liefert die Auswertung der Interviews mit 21 Befragten¹. In den (thematischen) Unterkapiteln *Biografie*, *Räume der Begegnung*, *Mobilität*, *Netzwerke/Gemeinschaft*, *Gesundheit/Betreuungssituation*, *Informationsbeschaffung* und *Zukunft* werden die Quintessenzen aus den Interviews präsentiert. Es geht dabei sowohl um den Ist-Zustand als auch um die Geschichte, beispielsweise das Erleben von gesellschaftlichem Zusammenhalt der Befragten als Kind und heute. Ausgehend von den Aussagen aus den Interviews werden Hypothesen formuliert.

Kapitel 5 übernimmt die thematische Gliederung von Kapitel 4 und formuliert zu jedem Thema die Bedürfnisse der älteren Generation für ein «gutes Altern in einer Berggemeinde». Daraus werden Empfehlungen für Kanton und Gemeinden abgeleitet, durch welche diesen Bedürfnissen Rechnung getragen werden könnte.

¹ Deren Zusammensetzung findet sich in Kap.3, S. 29

1 Ausgangslage

1.1 Allgemein

Die Feststellung «Wir werden immer älter» gilt auch für die Urner Berggebiete. Laut Prognosen des Bundesamtes für Statistik nimmt der Anteil von Über-65-Jährigen an der ständigen Wohnbevölkerung des Kantons Uri bis 2050 stark zu.² Neben der höheren Lebenserwartung und geburtenstarken Jahrgängen, die ins AHV-Alter kommen, trägt auch die Abwanderung – vor allem jüngerer Personen – aus ländlichen Gebieten zu einem erhöhten Anteil EinwohnerInnen ab 65 Jahren bei. Wo früher noch weniger Haushalte von mehr Menschen bewohnt wurden, sind es heute mehr oder gleich viele Haushalte mit deutlich weniger Menschen.

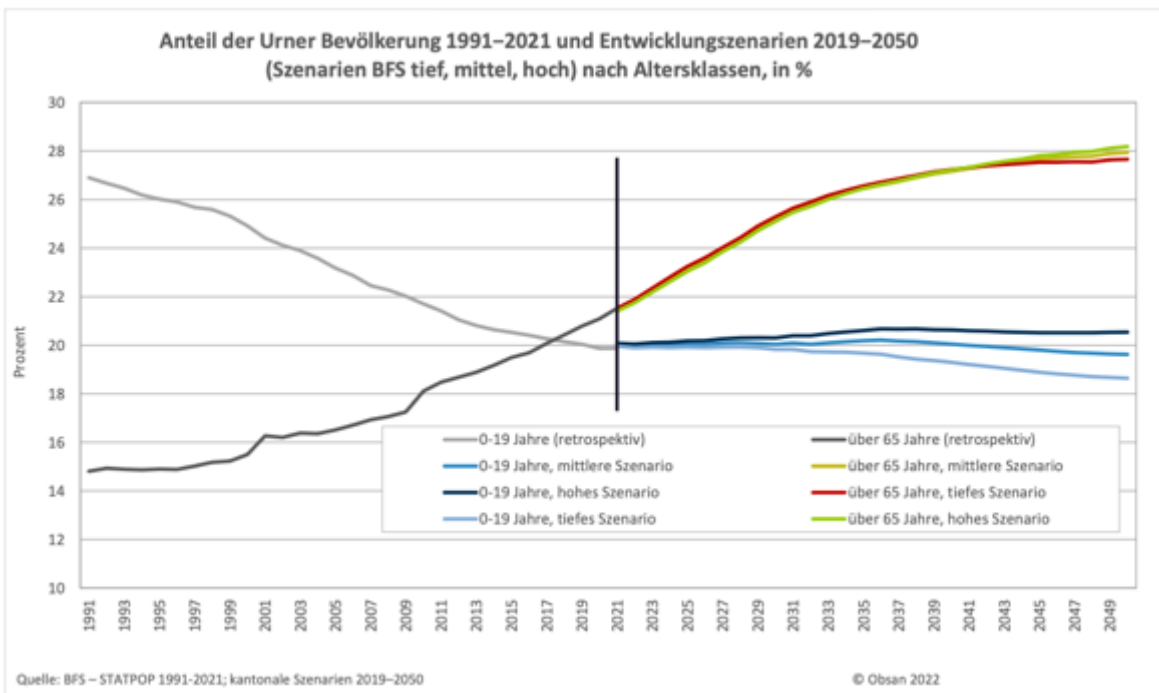


Abbildung 1

In Uri steigt die Anzahl Personen im Pensionsalter (ab 65 Jahren) in den kommenden Jahrzehnten voraussichtlich um 46% von 8'000 auf 11'000. Dementsprechend wird ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung im 2050 28% betragen, gegenüber 21% im Jahr 2020.

Diese Entwicklung bringt verschiedene Herausforderungen mit sich, die in den Berggemeinden³, besonders ausgestaltet sind. Zu diesen Herausforderungen gehört an erster Stelle die Topografie mit Streusiedlungen und schwer erreichbaren dauerbesiedelten Weilern. An zweiter und dritter Stelle stehen die im Vergleich mit städtischen und Agglomerationsgemeinden anders gelagerten Lebensbedingungen in sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht sowie die schwindende Grundversorgung (Einkaufsmöglichkeiten, Restaurants, Gesundheitsversorgung und -förderung, Betreuung, übrige

² Kohli, Raymond; Babel, Jacques; Deplazes, Jonas: Szenarien zur Bevölkerungsentwicklung der Schweiz und der Kantone. 2020–2050, Neuchâtel 2020 (Themenbereich «Bevölkerung»). Online: <<https://dam-api.bfs.admin.ch/hub/api/dam/assets/14963221/master>>, Stand: 05.04.2022.

³ Wir definieren Berggemeinden hier nicht allein über die Höhenmeter über Meer, sondern über die beschriebenen Herausforderungen.

Dienstleistungen), die von immer weniger und älteren Menschen gestemmt und erhalten werden muss. Vor diesem Hintergrund hat die zunehmende Digitalisierung eine besondere Bedeutung.

Deutlich wahrnehmbar ist die Tendenz, dass die meisten älteren Personen möglichst lange zuhause wohnen bleiben (möchten)⁴. Gleichzeitig zeigen die Statistiken, dass 20 Prozent der Urner SeniorInnen mit tiefem Pflegebedarf in einem Heim⁵ wohnen. Vermutlich entsteht dieser im Vergleich mit anderen Kantonen hohe Wert durch abgelegene Wohnsituationen, in welchen die älteren Personen schlecht ambulant versorgt werden können. In Berggemeinden bringt die Tendenz des länger zuhause Wohnens wegen der beschriebenen Herausforderungen einen höheren Aufwand bei der Alltagsbewältigung, Betreuung und Pflege mit sich.

Ein zentraler Faktor für das gute Altern ist die Gesundheit. Gemäss der WHO-Definition ist «Gesundheit [...] ein Zustand des vollständigen, körperlichen, geistigen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur das Freisein von Krankheit oder Gebrechen⁶». Sie umfasst die Dimensionen der Psyche, des Physischen, des Sozialen und der Spiritualität. Gesundheit ist auch die Einheit von Individuum und Umwelt, welche sich wechselseitig beeinflussen. «Gesundheit wird von Menschen in ihrer alltäglichen Umwelt geschaffen und gelebt: Dort, wo sie spielen, lernen, arbeiten und lieben. Gesundheit entsteht dadurch, dass man sich um sich selbst und für andere sorgt, dass man in die Lage versetzt ist, selbst Entscheidungen zu fällen und eine Kontrolle über die eigenen Lebensumstände auszuüben, sowie dadurch, dass die Gesellschaft, in der man lebt, Bedingungen herstellt, die all ihren BürgerInnen Gesundheit ermöglichen⁷».

Das vorliegende Projekt interessiert sich für den Gesundheitszustand von älteren Menschen in Urner Berggemeinden im oben beschriebenen breiten Sinn und trägt mit seiner Datenerhebung dazu bei, Entscheidungsgrundlagen in Bezug auf die Zukunft von gutem Altern in diesen Gemeinden zu schaffen.

1.2 Kantonale Projekte rund ums Alter(n)

Im Kanton Uri sind grundsätzlich die Gemeinden für die Altersthemen zuständig. Aufgrund der kleinen Bevölkerungszahl und um eine möglichst hohe Qualität der Angebote sicherstellen zu können, werden jedoch viele Dienstleistungen kantonal erbracht bzw. von den Gemeinden bei kantonalen Organisationen eingekauft. Die Verantwortung für ein «Gutes Altern im Urner Berggebiet» ist demzufolge eine Verbundaufgabe von Kanton und Gemeinden. Dies zeigt sich auch in diversen kantonalen Konzepten, Massnahmen und Prozessen, die in den letzten Jahren und aktuell zu diesem Thema geschaffen, umgesetzt und initiiert wurden.

Das 2005 lancierte **Altersleitbild Uri** beschreibt die Themenfelder Generationensolidarität, selbständige Lebensführung, Lebensqualität, Selbsthilfe und Freiwilligenarbeit, Wohnform, Hilfe und Pflege sowie Finanzen und beschreibt die Organisation/Koordination, um bei all diesen Themen Verbesserungen für die Bevölkerung zu erzielen. Mit Stand heute kann gesagt werden, dass in einigen

⁴ Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW): Befragung "Swiss Survey65+" - Gesamtschweizerische Befragung zur Gestaltung der nachberuflichen Lebensphase. Online: <https://www.age-netzwerk.ch/de/ageing-living/abgeschlossene-projekte/survey65plus.htm>

⁵ Schlussbericht «Weiterentwicklung Langzeitpflege im Kanton Uri» https://www.ur.ch/_docn/376762/100-01_0702_Bericht_Ausführliche_Version_V1.05_2024_04_11_ESCA_RW.pdf

⁶ WHO, World Health Organization, 1976

⁷ Ottawa Charta, 1986

Neuere Forschungen deuten darauf hin, dass die psychosozialen Faktoren tatsächlich entscheidend sind für ein hohes Alter. (Siehe <https://www.ost.ch/de/die-ost/organisation/medien/ikigai-und-die-insel-der-hundertjaehrigen>)

Themenfeldern Entwicklungen passiert sind, es allerdings auch viele Themenfelder gibt, die bisher lediglich teilweise, zufällig und unverbindlich umgesetzt/angegangen worden sind.

Einen weiteren Schritt nahm der Urner Gemeindeverband zusammen mit der Gesundheits-, Sozial- und Umweltdirektion (GSUD) in den Jahren 2015 und 2016 in Angriff. Man hat sich im **Projekt «Zukunft Alter in Uri»** mit der demografischen Alterung in Uri und ihren Folgen aus einer gesamtheitlichen Perspektive auseinandergesetzt. Die VertreterInnen der Gemeinden und die AkteurInnen in der Altersarbeit und in der Gesundheitsförderung haben sich damit beschäftigt, geeignete Massnahmen zu definieren, welche es älteren Menschen ermöglichen, möglichst lange selbstständig zu Hause zu wohnen. Es wurden zusammengefasst folgende Handlungsfelder und Massnahmen ausgearbeitet:

1. Umsetzung im Rahmen des Projektes «Zukunft Alter in Uri»
 - a) Kantonale Koordinations- und Informationsstelle inkl. Datenbank über Angebote
 - b) Dezentrale intermediäre Angebote in bzw. durch Pflegeheime
2. Umsetzung direkt durch andere Institutionen bzw. Strukturen
 - a) Aktives Ansprechen und die Bekanntmachung der bestehenden Angebote mit Hilfe einer Geschenkebox für NeurentnerInnen (Anfrage an Gesundheitsförderung Uri)
 - b) Freiwilligenarbeit fördern (Anfrage an Schweizerisches Rotes Kreuz SRK)
 - c) Versorgung von schwerst pflegebedürftigen Personen (Anfrage/Einladung an Kantonsspital Uri)
 - d) Finanzierung Pflegeheimaufenthalte (politisch aufgreifen > «Neuregelung Pflegeheimfinanzierung»)
3. Im Moment keine Umsetzung
 - a) Möglichst lange zu Hause wohnen bleiben
 - b) Begleitung beim Umzug in eine altersgerechte Wohnung

Die Umsetzung dieser Massnahmen ist teilweise gelungen. So führt aktuell die Pro Senectute Uri die Fachstelle für Altersfragen und betreut mit www.alter-uri.ch eine Webseite mit Angebotsübersicht (1a und teilweise 2a). Alle Gemeinden führen eine Leistungsvereinbarung mit dem Kantonsspital Uri betreffend die Versorgung schwerstpflegebedürftiger Menschen (2c). Und die Neuregelung der Pflegeheimfinanzierung ist Bestandteil des Projekts zur Weiterentwicklung der Langzeitpflege (2d).

Seit dem Jahr 2018 wird auch ein kantonales **Aktionsprogramm «Gesund ins Alter – vital bleiben, vital werden»** für SeniorInnen, die zuhause leben, durch die Fachstelle Gesundheitsförderung Uri umgesetzt. In einer ersten Programmphase (2018 bis 2021) wurden viele Themen der Gesundheitsförderung und Prävention an eine breite Öffentlichkeit kommuniziert. Auch die Gemeinden und diverse Fachorganisationen konnten sich nach ihren Bedürfnissen mit gesundheitsförderlichen und präventiven Themen auseinandersetzen und sich untereinander vernetzen. Zurzeit ist die zweite Programmphase 2022 bis 2025 in Umsetzung mit den Schwerpunkten ausgewogene Ernährung, Prävention von Stürzen, betreuende Angehörige, bewegungs- und begegnungsfreundliches Lebensumfeld und Stärkung sozialer Teilhabe, um Einsamkeit zu verhindern. Den Gemeinden wird bei der Umsetzung der Massnahmen ein wichtiger Stellenwert zugeschrieben, und die Gesundheitsförderung Uri sucht aktiv den Austausch und die Zusammenarbeit mit ihnen.

In den Jahren 2021 und 2022 setzte die Standeskanzlei Uri das **Modellvorhaben «Grundversorgung digital und im Dialog sichern: Vernetzte Dörfer»** um. Das Alter wurde in diesem Prozess nur marginal betrachtet. Als Ergebnisse aus diesem Prozess mit Einbezug der GrundversorgerInnen und der Bevölkerung resultierten folgende Zukunftsbilder:

- Das Dorf- und Quartierzentrum für alle
- Hybride (Angebote) und gemeinsame (entwickelt und getragen) Lösungen schaffen Akzeptanz
- Gemeinschaftliche Förderung von Innovation und Nachhaltigkeit
- Auf dem Weg zu emissionsfreien Siedlungsgebieten
- Arbeiten, Wohnen und Lernen in abgelegenen Gebieten
- Koordinierte Freizeit, Freiwilligen- und Vereinsarbeit
- Mobile und vernetzte Gesundheitsversorgung

Aktuell geht das **Projekt zur Weiterentwicklung der Langzeitpflege** bei der Gesundheits-, Sozial- und Umweltdirektion in die Schlussrunde im Parlament. Gemeinden und AkteurInnen in der ambulanten und stationären Langzeitpflege haben sich mit folgenden Herausforderungen auseinandergesetzt:

- demografischer Wandel
- Mangel an Pflegefachpersonal
- zunehmende Komplexität der Leistungserbringung (z.B. multimorbide pflegebedürftige Personen, Anforderungen der Krankenversicherer etc.)
- Demenz
- Bedürfnis der älteren Bevölkerung, so lange wie möglich zu Hause zu wohnen
- Bedürfnis der älteren Bevölkerung nach intermediären Betreuungs- und Pflegeleistungen (Angebote im Übergang zwischen zuhause wohnen und dem Heim, wie Tages- und Nachtstrukturen, Betreutes Wohnen etc.),
- Entlastung pflegender und betreuender Angehöriger
- vermehrte Bemühungen nach integrierter Langzeitversorgung
- Gesetzesrevisionsprojekte auf Bundesebene, welche die Finanzierung im Langzeit-bereich evtl. massgeblich ändern könnten (EL-Revision im Bereich Betreuung oder EFAS / Einheitliche Finanzierung Ambulant-Stationär)
- zunehmender Kostendruck.

Ziel ist, die künftige Aufgabenteilung im Bereich Langzeitpflege gemeinsam zu prüfen.

Dafür empfiehlt die Steuergruppe des Projektes:

- Die aktuelle Situation im Langzeitbereich im Kanton Uri ist für die Unterstützung des «Oberziels» der Bevölkerung zumindest nicht förderlich: Unterschiedliche Zuständigkeiten ambulant – stationär, starke Betonung des stationären Sektors, Lücken beim Angebot oder kaum strukturierte sektorübergreifende Zusammenarbeit. Allerdings ist die Umsetzung der genannten Unterstützung äusserst komplex. Der Schlüssel liegt in einer einheitlichen Kombination von Zuständigkeit und Trägerschaft. Sie erlaubt den Aufbau eines Unternehmens der integrierten Versorgung im Langzeitbereich. Für die Umsetzung empfiehlt die Steuergruppe die sogenannte Variante 6 «Gemeinsamer Verbund Gemeinden / Kanton mit Zuständigkeit und Trägerschaft»
- In einem Folgeprojekt ab Dezember 2024 sollen einerseits das Detailkonzept für die neue Trägerschaft und andererseits jene Massnahme weiterentwickelt werden, die rasch umgesetzt werden müssen. Der Gesetzgebungsprozess soll dabei parallel erfolgen. Die Projektorganisation soll dabei analog jener zum vorliegenden Projekt strukturiert werden. Der Zeitplan sieht eine Urnenabstimmung auf ca. Anfang 2028 vor.
- Die Kosten des Projekts werden auf rund CHF 300'000 geschätzt (externe Projektleitung sowie Kosten für Veranstaltungen und Kommunikation) Diese Kosten sollen paritätisch vom Kanton und den Urner Gemeinden übernommen werden.

Im Kanton Uri gibt es eine Reihe von AkteurInnen, die entweder explizit im Altersbereich arbeiten oder deren Angebote auch für ältere Menschen offen sind. Dies sind unter anderem die Alters- und

Pflegeheime, die Spitex Uri, die Demenzfachstelle, Gesundheitsförderung Uri, das Schweizerische Rote Kreuz (SRK), die ambulante Alterspsychiatrie und -psychotherapie, die kommunalen Frauen- und Müttergemeinschaften, die Landeskirchen und weitere mehr. Alle Angebote sind auf der Website www.alter-uri.ch aufgeführt und detailliert beschrieben.

Diese Übersicht über abgeschlossene und laufende Projekte und AkteurInnen in Uri zum Alter verdeutlicht die Aktualität des Themas, das steigende Bewusstsein der politischen Institutionen für die Notwendigkeit von koordinierten Ansätzen beim Umgang mit diesen gesellschaftlichen Entwicklungen und ihr Bemühen um Aktivitäten und Massnahmen, die der Vielfalt und der Vielschichtigkeit dieser Entwicklungen gerecht werden.

In den beschriebenen Projekten und Prozessen wurden und werden in der Regel Fachpersonen oder BehördenvertreterInnen befragt und angehört. Die Perspektiven von SeniorInnen werden nur vereinzelt einbezogen. Es ist ein zentrales Anliegen unseres Projekts, diese Perspektiven – mit Fokus auf die Berggemeinden – zu dokumentieren und den Erfahrungen und Wahrnehmungen der älteren Personen in der öffentlichen Diskussion über das Altern ein stärkeres Gewicht zu verleihen. Ausserdem ist es uns wichtig, die ältere Bevölkerung in ihrer Rolle als Teil der (Dorf)Öffentlichkeit zu verstehen und zu beschreiben.

1.3 Vom Tessin nach Uri

Im Rahmen der Umsetzung des Urner Modellvorhabens «Grundversorgung digital und im Dialog sichern: Vernetzte Dörfer» fand ein Austausch der Gesundheitsförderung mit den Verantwortlichen des Tessiner Modellvorhabens «Tessiner Bergtäler (TI): Ideen für eine altersgerechte Raumentwicklung» statt.⁸

In den Tessiner Alpentälern hat die starke Abwanderung in die städtischen Zentren spürbare Folgen für die ältere Bevölkerung, die in den Bergdörfern zurückbleibt: In ihrer Randregion schrumpft das Angebot an Grundversorgung und das soziale Gefüge wird allmählich brüchig. Das Laboratorio Ingegneria della Sviluppo (LISS) unter der Leitung von Prof. Dieter Schürch untersuchte deshalb die beiden Tessiner Täler Muggio und Onsernone (TI), um mit innovativen Lösungen, die auch das Potenzial der neuen Kommunikationstechnologien nutzen, die Lebensqualität der älteren Bevölkerung zu erhalten. Die Untersuchung zeigte, dass die älteren Menschen möglichst lange in ihrem Zuhause und in ihrer Region bleiben möchten. Zudem wurde deutlich, dass die Pflege von sozialen Kontakten und die Verbundenheit der Geschichte des Dorfes mit der eigenen Identität für ihr psychisches Wohlbefinden und für den Lebenssinn entscheidend sind. Das Tessiner Modellvorhaben wollte mit dem Konzept und der Umsetzung von teilweise digitalen Lösungen, architektonische Interventionen und weiteren Massnahmen die Perspektiven der älteren Menschen in den Mittelpunkt stellen. Es wurden Lösungen auf verschiedenen Ebenen definiert, um die Lebensqualität der SeniorInnen zu erhalten.

- Sogenannte «Community Tutors», gezielt ausgebildete Freiwillige, die mit den älteren Menschen in Kontakt treten, sollten ein erster Schritt hin zu einem neuen Nachbarschaftskonzept sein.

⁸ <https://www.ure.admin.ch/ure/de/home/raumentwicklung-und-raumplanung/programme-und-projekte/modellvorhaben-nachhaltige-raumentwicklung/2020-2024/digitalisierung-fuer-die-grundversorgung-nutzen.html>

- In der Beziehung zwischen Tutoren und SeniorInnen wären die neuen Technologien ein wichtiges Instrument, um die individuellen Bedürfnisse zu berücksichtigen. So tragen z. B. nichtinvasive Überwachungssysteme dazu bei, dass die Personen länger in ihrem Zuhause bleiben können.
- Für die Pflege der Sozialkontakte sollte die Umwandlung kleinerer Lebensmittelgeschäfte in multifunktionale Zentren gefördert werden – z. B. als sozio-kulturelle Treffpunkte, Erste-Hilfe-Gesundheitszentren oder für die Bewerbung und den Verkauf regionaler Spezialitäten.
- Hinsichtlich konkreter Umbaumaßnahmen sollten architektonische Erkenntnisse und Lösungen entwickelt und umgesetzt werden, um den öffentlichen Raum in den Dörfern seniorenfreundlich zu gestalten.
- Bestehende Dorfplätze sollten für den Dialog und die Begegnung zwischen den Generationen mit Sitzbänken oder Spielgeräten für verschiedene Altersgruppen aufgewertet werden.
- Ein Gütesiegel für hochwertigen seniorenrechten Lebensraum sollte entwickelt werden.
- Für beide Täler sollten digitale Karten erstellt werden mit sämtlichen Routen, Treffpunkten, Spielplätzen und lokalhistorischen Sehenswürdigkeiten. Die Karten sollten der lokalen Bevölkerung wie auch TouristInnen zur Verfügung stehen.

Um dem theoretischen Projekt Folge zu leisten, hat die Gemeinde Castel San Pietro (TI) beschlossen, die aus der Forschung gewonnenen Empfehlungen in einem architektonischen Projekt umzusetzen. Sie beauftragte das Architekturbüro StudioSer, durch Eingriffe im öffentlichen Raum die Lebensqualität der älteren Bevölkerung des Dorfes Monte zu verbessern.

Die offene Aufgabenstellung erforderte zunächst eine gründliche Analyse der öffentlichen Räume des Weilers, bevor konkrete Planungen vorgenommen wurden. Diese Analyse ermöglichte ein tiefgehendes Verständnis des Kontextes, das soziale Dynamiken (durch Interviews), historische Spuren (durch historische Aufnahmen) und räumliche Potenziale (durch Bestandsaufnahmen) aufdeckte. Dadurch konnten Orte mit bereits vorhandenem Potenzial identifiziert werden, an denen kleine Interventionen der gesamten Bevölkerung zugutekommen würden.

Die sieben Interventionspunkte sind im gesamten Dorf verteilt und durch einen Handlauf miteinander verbunden. Dieser bietet nicht nur Sicherheit beim Gehen, sondern dient gleichzeitig als Murmelbahn für Kinder. Die Eingriffe sind vielfältig, zielen jedoch stets darauf ab, mehrere Generationen anzusprechen und durch ihre Multifunktionalität verschiedenen Bevölkerungsgruppen gerecht zu werden.

Zu den Eingriffen gehören:

- DER DORFPLATZ: Änderung eines Abschnittes des Bodenbelags der Kantonsstraße, an der sich der gelebte Dorfplatz befindet.
- DER DORFLADEN: Räumliche Optimierung des Dorfladens, der nun eine kleine Café-Ecke enthält, sowie kleinere Eingriffe an der Fassade, um ihn für Touristen sichtbarer zu machen.
- DER KIRCHPLATZ: Hinzufügen einer Bank auf dem Kirchplatz, die gleichzeitig als Brunnen und Wasserspiel dient.
- DER FRIEDHOF: Neugestaltung des Friedhofszugangs, der durch eine Rampe, einen Handlauf bei der Treppe und einen kleinen Brunnen ergänzt wurde.
- DER DORFBRUNNEN: Aufwertung und Restaurierung des alten Dorfbrunnens, dem durch eine kleine Abgrenzungsmauer mehr Platz verschafft wurde.
- DAS GEMEINDEHAUS: Neugestaltung der Außenbereiche des ehemaligen Gemeindehauses durch einen großen Tisch, der in Kombination mit der Küche im Inneren für große Feste genutzt werden kann.
- DAS WASCHHAUS: Aufwertung der Umgebung des ehemaligen Waschhauses im nahegelegenen Wald, wo nun ein Tisch und eine Feuerstelle zum Picknicken einladen.



Abbildung 2

Die sieben Interventionen sind auf dem ganzen Dorfgebiet von Monte verteilt, und werden durch einen roten Faden miteinander verbunden. Der rote Faden besteht aus einem Handlauf und Sitzbänken in regelmässigen Abständen.

Bildquelle: Situationsplan Monte, studioser Architects



Abbildung 3

Der gelebte Dorfplatz von Monte wird von den BewohnerInnen nicht wie erwartet auf dem Kirchplatz lokalisiert, sondern dort, wo die Kantonsstrasse sich kreuzt mit dem Hauptweg des Dorfes. Dort wo die Bushaltestelle und der Dorfladen sind. Um diesem Ort eine Identität zu geben, wurde ein Teil des Bodenbelages durch Pflasterstein ersetzt, der durch seine Geometrie den Charakter als Platz erhält.

Bildquelle: studioser Architects, Projekt Monte, copyright Sven Högger



Abbildung 4

Der Dorfladen ist das Herzstück des Dorfes Monte. Er bietet nicht nur Grundnahrungsmittel an, sondern ist auch ein wichtiger Referenzpunkt für die älteren BewohnerInnen und die Bevölkerung als Ganzes. Um eine Kaffeecke in den Laden integrieren zu können, wurden die Innenräume neu organisiert und die Sichtbarkeit des Ladens gegen aussen verbessert.

Bildquelle: studioser Architects, Projekt Monte, copyright Sven Högger



Abbildung 5

Auf dem Kirchplatz, der einzigen horizontalen Fläche im Dorf, lud nichts zum Verweilen ein. Um an diesem prestigeträchtigen Ort eine Sitzmöglichkeit zu erarbeiten, wurde die Idee einer Bank umgesetzt, die gleichzeitig ein Brunnen und ein Wasserspiel ist. Somit wurde ein Ort geschaffen, der das Potential einer Begegnung zwischen mehreren Generationen bietet.

Bildquelle: studioser Architects, Projekt Monte, copyright Federico Farinatti



Abbildung 6

Der Friedhof, als einer der wichtigsten öffentlichen Orte vor allem für die ältere Bevölkerung, wies eine beschwerliche Eingangssituation auf. Durch den Bau einer flacheren Rampe, sowie einer Treppe mit Handlauf, wurde der Zugang verbessert. Ein neuer ebenerdiger Brunnen erlaubt es, Wasser für die Grabblumen zu schöpfen.

Bildquelle: studioser Architects, Projekt Monte, copyright Federico Farinatti



Abbildung 7

Der alte Dorfbrunnen, einst einzige öffentliche Wasserquelle im Dorf, war in einem verfallenen Zustand, und durch die angrenzenden Parkplätze eingeengt. Die Restaurierung des Brunnens und ein Abgrenzungsmäuerchen tragen dazu bei, dass dieses einst so wichtiges Element des Dorfes erneut zum Treffpunkt wird für BewohnerInnen und BesucherInnen.

Bildquelle: studioser Architects, Projekt Monte, copyright Federico Farinatti



Abbildung 8

Das ehemalige Gemeindehaus spricht von einer Zeit, in der Monte noch eine eigenständige Gemeinde war. Heute dient das Haus als Gemeinschaftsort mit einer Küche und einem grossen Saal. Einzig die Aussenräume wiesen noch Potential auf, um einen grossen Tisch mit Pergola zu errichten, an dem an warmen Sommerabenden in grosser Gesellschaft gegessen und getrunken werden kann.

Bildquelle: studioser Architects, Projekt Monte, copyright Federico Farinatti



Abbildung 9

Die beiden Waschhäuser aus dem 17. Und 18. Jahrhundert befinden sich ein wenig ausserhalb des Dorfes und zeugen von einer Zeit, in der die Frauen des Dorfes die Kleider an dieser Quelle wuschen. Der einst fundamentale Ort des Zusammenkommens wurde in den letzten Jahrzehnten vernachlässigt. Heute soll der Ort mit einem Tisch und einer Feuerstelle wieder zum Verweilen und Zusammenkommen einladen.

Bildquelle: studioser Architects, Projekt Monte, copyright Sven Högger



Abbildung 10

Der rote Faden der die Eingriffe miteinander verbindet ist der Handlauf. Dieser dient im steilen Dorf von Monte einerseits der Sicherheit wenn man sich durch den Weiler bewegt. Andererseits ist der Handlauf mit Anfang- und Endstücken aus Messing versehen, die ein Loch für eine Murmel haben. Dank dem Handlauf als Murmelbahn wird das ganze Dorf zu einem weitläufigen Spielplatz.

Bildquelle: studioser Architects, Projekt Monte, copyright Federico Farinatti

Beide Teile des Tessiner Projekts – Forschung und architektonische Umsetzung – erhielten breite öffentliche Aufmerksamkeit und wurden vom Bund unterstützt.



Abbildung 11

Modellvorhaben «Tessiner Bergtäler (TI): Ideen für eine altersgerechte Raumentwicklung»

Die Inhalte und Vorgehensweisen des Tessiner Projekts haben die Gesundheitsförderung Uri und das Urner Institut «Kulturen der Alpen» dazu bewogen, das Projekt im Sinn eines Modellvorhabens zu multiplizieren. Insbesondere die Art der Datenerhebung (Interviews mit SeniorInnen), der Fokus auf innovative Lösungen, die auch das Potenzial der neuen Kommunikationstechnologien nutzen, den Dialog zwischen den Generationen fördern und so die Lebensqualität der älteren Bevölkerung erhalten, sowie die architektonischen Interventionen haben die beiden Urner Institutionen überzeugt. Die Ausgangslage der Urner Berggemeinden hat einige Ähnlichkeiten mit derjenigen im Tessin und unterscheidet sich gleichzeitig, insbesondere aufgrund der teilweise stark zerstreuten Siedlungsgebiete, die zu den kompakten Tessiner Dörfern im Kontrast stehen.

Ähnlich dem Vorhaben im Tessin bildet auch in Uri die Frage «Was braucht es im Urner Berggebiet, um gut Altern zu können?» den Ausgangspunkt für das Forschungsprojekt. Sie stellt die Sichtweise der älteren Menschen in den Mittelpunkt und beschreibt sie in diesem Auswertungsbericht. Der architektonische Analyse wurde ein separater Bericht gewidmet, der diesen Auswertungsbericht ergänzt.

2 Zum Projekt

2.1 Projektbegründung

Das vorliegende Projekt beabsichtigt, detaillierte Daten über die Situation der heutigen älteren Menschen in den Urner Berggemeinden und über ihre Präsenz in den öffentlichen Räumen dieser Gemeinden zu erheben und daraus multiplizierbare kantonale Empfehlungen zu entwickeln. Parallel dazu werden für die teilnehmenden Gemeinden zwei bis drei konkrete und lokale Umsetzungsmöglichkeiten für eine Verbesserung des seniorengerechten Lebensumfeld herausgearbeitet, so dass die Voraussetzungen für ein «Gutes Altern im Urner Berggebiet» erhalten oder verbessert werden können. Damit dies gelingen kann, bilden die Berücksichtigung der oben genannten Herausforderungen als auch der Generationenbeziehungen im öffentlichen Raum zentrale Scharniere der Untersuchung. Dabei sind wir uns bewusst, dass wir eine spezifische Generation befragen, die eine bestimmte Zeitepoche durchlebt hat. Andere Generationen werden voraussichtlich anders altern und entsprechend andere Ideen eines «guten Alterns» formulieren.

2.2 Projektorganisation

Projektteam

Das Projekt läuft unter der Leitung der Gesundheitsförderung Uri, Programmleiterin Eveline Lüönd. Das Urner Institut «Kulturen der Alpen» begleitet das Projekt mit der Historikerin Rahel Wunderli als Forschungspartnerin. Erweitert wird die Projektgruppe durch den Psychologen Prof. Dieter Schürch vom Laboratorio Ingegneria della Sviluppo (LISS) und durch Rina Rolli und Tiziano Schürch vom Architekturbüro StudioSer, um den Erfahrungstransfer aus dem Kanton Tessin sicherzustellen. Die unterschiedlichen beruflichen und disziplinären Hintergründe des Projektteams ergeben die Schwerpunkte der Untersuchung und dieses Berichts.

Resonanzgruppe

Um das Projekt kantonal bereit abzustützen und eine umfassende Sichtweise einzubringen, wird eine Resonanzgruppe eingesetzt. Diese ist zusammengesetzt aus kantonalen VertreterInnen in den Bereichen Alter und Lebensumfeld, VertreterInnen der involvierten Gemeinden und dem Bund.

Zusammensetzung:

- Projektleiterin und punktuell einzelne Mitglieder des Projektteams
- GemeinderätInnen der teilnehmenden Gemeinden: Susanne Jauch für die Gemeinde Silenen, Andrea Gisler-Jauch und Edith Arnold-Bissig für die Gemeinde Isenthal
- Urner Gemeindeverband: Vorstandsmitglied Claudia Gisler und Geschäftsführerin Sara Fedier
- Pro Senectute Uri: Bereichsleiterin Yvonne Suter
- Kantonale/r Beauftragte/r für Gesundheitsförderung: Fachstellenleiterin ad interim Simone Abegg
- Gesundheits-, Sozial- und Umweltdirektion: Amtsvorsteherin Soziales Nadine Arnold
- Kantonale Raumplanung: Amtsvorsteher Marco Achermann und akad. Sachbearbeiter Pirmin Scheuber
- Institut «Kulturen der Alpen»: Doktorandin/Historikerin Sophie Fäs

- Bundesamt für Raumentwicklung: Programmkoordinatorin Maria-Pia Gennaio Franscini
- Gesundheitsförderung Schweiz: Programmentwicklung Myriam Kleiner

Freiwillige für die Datenerhebung

Mittels eines Aufrufs über die Kommunikationskanäle der Gesundheitsförderung Uri, des Instituts «Kulturen der Alpen» und der teilnehmenden Gemeinden konnten acht freiwillige InterviewerInnen gefunden werden, die für die Datenerhebung ausgebildet worden sind. Mehr dazu im Kapitel 3 «Datenerhebung».

Schlüsselpersonen

Die vier Schlüsselpersonen sind EinwohnerInnen der beiden untersuchten Gemeinden, die einen grossen Teil ihres Lebens dort verbracht haben und dadurch viele Hintergrundinformationen zu den vier Dörfern (Silenen besteht aus drei Dörfern) und der dort lebenden Bevölkerung haben. Die Schlüsselpersonen sind uns von den Gemeindeverwaltungen empfohlen worden und standen der Projektgruppe im Rahmen der Lehrveranstaltung für freiwillige InterviewerInnen zur Verfügung. Nach vorgängiger Absprache mit dem Projektteam führten sie die InterviewerInnen (verteilt auf die vier Dörfer) auf einer Exkursionen durch das Siedlungsgebiet und erklärten diverse Aspekte entlang der Themenbereiche des Projekts. So waren die freiwilligen InterviewerInnen für ihre Gespräche in Bezug auf den räumlichen Kontext und das Dorfleben vorbereitet.

Interviewte

Die Kontakte zu den Interviewten sind über die Gemeindeverwaltungen, die Schlüsselpersonen und die Alterskommission in Silenen zum Projektteam gekommen. Mehr dazu im Kapitel 3 «Datenerhebung».

3 Datenerhebung

Qualitative Daten sammeln und auswerten

Bei der Erhebung der Daten hat sich das Projektteam ganz dem qualitativen Zugang verschrieben. Wichtigstes Ziel ist es, Perspektiven der heutigen älteren Bevölkerung zu erfassen. Wie beschreiben sie ihre momentane Situation? Welche Schwierigkeiten beim Bewältigen ihres Alltags artikulieren sie, was stellen sie als unterstützend dar? Wie erzählen sie ihre persönliche Geschichte und die Entwicklung der Dörfer, die sie miterlebt haben? Solche Fragen lassen sich beantworten, wenn man die untersuchte Bevölkerungsgruppe befragt, sie reden lässt und genau zuhört. Wir haben uns deshalb entschieden, mit älteren Personen aus ausgewählten Gemeinden sogenannte Oral-History-Interviews durchzuführen. Oral History bedeutet Geschichtsschreibung auf der Basis mündlicher Quellen⁹. In unserem Fall steht zwar die Gegenwart im Zentrum, sie wird aber in Bezug gesetzt zur Vergangenheit, um der Tatsache Rechnung zu tragen, dass die Befragten in einer ganz anderen Zeit aufgewachsen sind, die ihr Leben geprägt hat und ihre Wahrnehmung bis heute beeinflusst¹⁰. Auch die Zukunft ist in den Interviews thematisiert worden.

Der Fokus auf Interviews und die Erhebung qualitativer Daten bringt mit sich, dass die Ergebnisse, die sich aus der Auswertung dieser Daten ergeben, die Anforderungen an *statistische* Aussagekraft nicht erfüllen. Dafür ist die Datenbasis – in unserem Fall 13 Interviews mit insgesamt 21 Personen – zu klein. Dementsprechend finden sich im vorliegenden Bericht keine Graphiken und Diagramme und nur wenige Tabellen. Nichtsdestotrotz können die gesammelten Daten für sich in Anspruch nehmen, die Heterogenität der sozialen Gruppe “ältere Bevölkerung” zumindest teilweise abzubilden. Wir haben nämlich bei der Auswahl der InterviewpartnerInnen darauf geachtet, verschiedene soziale Kategorien zu berücksichtigen, indem wir Männer und Frauen mit unterschiedlichen Jahrgängen und verschiedenen sozialen Hintergründen aus allen untersuchten Dörfern und verschiedenen Dorfteilen interviewt haben (siehe Kapitel 3.1 «Methode»). Damit erfüllen unsere Daten wichtige Anforderungen an Repräsentativität.

Der wichtigste Wert der erhobenen Daten ist ihre “atmosphärische Dichte”. Das heisst, dass die Interviews Geschichten und Anekdoten und damit eine Vielzahl von Details enthalten. Diese Details liefern uns entweder als “facts” Informationen über die Vergangenheit und die Gegenwart oder ermöglichen uns als Indizien, Hypothesen zu formulieren über die Situation der älteren Bevölkerung in den untersuchten Dörfern, über Elemente ihrer Identität und über ihre Wahrnehmung von Geschichte und Gegenwart und ihren Blick auf die Zukunft.

Vorgehen: Untersuchungsorte und InterviewerInnen finden

In Anlehnung an das Tessiner Vorbild, ist der Einbezug der räumlichen Gegebenheiten ein wichtiges Element des Projekts. Wir wollen ältere Personen zu den konkreten Verhältnissen befragen, in denen sie leben, neben den privaten Raum auch zum öffentlichen Raum in ihrem Dorf. Entsprechend ist die Suche nach Gemeinden, die wir untersuchen würden, von Beginn an weit oben auf der Prioritätenliste

⁹ Martin Lengwiler: Stimmen der Vergangenheit: Oral History als Zugang zu mündlichen Quellen, in: ders.: Praxisbuch Geschichte. Einführung in die historischen Methoden, Orell Füssli Verlag, 2011, S. 102-129.

¹⁰ Anders als im Tessiner Projekt ist die historische Dimension in unserer Untersuchung ein wichtiges Element. Dies hat auch mit der fachlichen Zusammensetzung des Projektteams zu tun (die Vertreterin des Instituts “Kulturen der Alpen” ist promovierte Historikerin). Konkret ist die historische Dimension in die Untersuchung einbezogen, indem einerseits die Biografien der Befragten und andererseits die Entwicklung der untersuchten Dörfer im Verlauf der Jahrzehnte, die von ihnen erlebt wurden, nachgefragt werden. Ziel ist es, aufgrund dieser Informationen Elemente einer “Generationenbiografie” herausarbeiten zu können (siehe Kapitel 4.1 «Biografie»).

gestanden. In einem Aufruf an alle Berggemeinden des Kantons (ohne Andermatt¹¹), haben wir nach Gemeinden gesucht, die interessiert sind, in ihrem Gebiet eine solche Untersuchung durchführen zu lassen und sich bereit erklären, das Projektteam zu unterstützen – bei der Suche nach geeigneten InterviewpartnerInnen und Schlüsselpersonen (für die Exkursion), bei Bedarf mit dem Zurverfügungstellen von Daten und mit dem Einsatz in der Resonanzgruppe.

Silenen mit seinen drei Dörfern Silenen, Amsteg und Bristen hat als Beispielgemeinde bei der Projektkonzeption gedient. Um den Tessiner Mitgliedern des Projektteams die Ausgangslage in Uri zu vermitteln, und um eine Idee von der Umsetzung des Projekts zu erhalten, ist im Dorf Silenen eine Exkursion und später ein Gespräch mit Schlüsselpersonen und GemeindevertreterInnen durchgeführt worden. Später hat sich Silenen definitiv als Untersuchungsgemeinde angemeldet. Isenthal stellte sich ebenfalls zur Verfügung. Mehrere Gemeinden aus dem oberen Reusstal und dem Schächental haben Interesse am Projekt bekundet aber gemeldet, dass die personellen Ressourcen für die notwendige Unterstützungsleistungen fehlen.

Die Planung, Durchführung und Transkription mehrerer Oral History Interviews ist eine zeitaufwändige Arbeit, die nicht allein vom Projektteam geleistet werden kann. Wir haben deshalb – auch in Anlehnung an das Tessiner-Projekt¹² – die Mitarbeit von sogenannten Freiwilligen vorausgesetzt und in Aufrufen an die Bevölkerung¹³ Personen gesucht, die bereit sind, eine sechstägige Schulung zu absolvieren und je ein Interview durchzuführen und zu transkribieren. Es haben sich insgesamt acht Personen aus Uri oder mit biografischem Bezug zu Uri gemeldet.

¹¹ Andermatt nimmt innerhalb der Urner Berggemeinden zurzeit eine Sonderstellung ein, weil sich dort die Grundversorgung im Zug des Tourismus-Resorts in eine andere Richtung entwickelt und die gesellschaftliche Entwicklung dort bereits wissenschaftlich begleitet wird.

¹² Anders als im Tessiner Projekt, wo die Freiwilligen, die die Interviewten führten, gleichzeitig auch sogenannte GemeindefürerInnen und langfristig engagiert sind, ist der Einsatz der Freiwilligen in unserem Projekt auf das Führen und Transkribieren der Interviews beschränkt.

¹³ Ein entsprechendes Informationsblatt ist im Newsletter der Gesundheitsförderung Uri und im Newsletter des Instituts «Kulturen der Alpen» an mehrere hundert Adressen verschickt, im historischen Verein Uri geteilt und in der Kantonsbibliothek Uri ausgehängt worden.



Abbildung 12

Das Projektteam (PT) und die Freiwilligen am Ende der dritten Kurseinheit (v.l.n.r.): Fränzi Stalder, Dieter Schürch (PT), Eveline Lüönd (PT), Iris Högy, Adriano Prandi, Mana Kielinger, Rina Rolli (PT), Sybilla Schmid-Bollinger, Josef Nell, Pino Aschwanden, Roland Humair, Rahel Wunderli (PT)

Diese acht Personen – vier Frauen und vier Männer – sind zwischen 30 und 80 Jahren alt, die Hälfte von ihnen noch im Erwerbsleben, die andere Hälfte pensioniert. Wie bei den Interviewten sind auch in dieser Gruppe unterschiedliche soziale Hintergründe vertreten. Auffällig ist, dass die Hälfte der Freiwilligen in Altdorf und Umgebung wohnen.

An drei jeweils 2-tägigen Kurseinheiten im März und April 2024 sind die Freiwilligen zu folgenden Themen ausgebildet worden:

- Projektidee und das Tessiner Vorbild
- Die untersuchten Dörfer Silenen und Isenthal: Einführung in ihre Geschichte und Gegenwart. Exkursion in eines der Dörfer unter der Führung einer Schlüsselperson, die Auskunft gab zu den Themenfeldern des Projekts vor Ort. Die Schlüsselpersonen waren von der jeweiligen Gemeinde vorgeschlagen worden.
- Oral History: Theoretische Grundlagen; Erarbeiten eines gemeinsamen Leitfadens, Durchführung, Transkription und Auswertung der Interviews.

Alle Freiwilligen haben im Rahmen dieser Ausbildung ein Interview vorbereitet, durchgeführt und transkribiert und Inputs für die Auswertung der Daten geliefert. Wir möchten Adriano Prandi, Fränzi Stalder, Iris Högy, Josef Nell, Mana Kielinger, Pino Aschwanden, Roland Humair und Sybilla Schmid-Bollinger ganz herzlich für ihren Aufwand, ihr grosses Engagement und ihre seriöse Arbeit danken. Ohne sie hätte dieses Projekt nicht umgesetzt werden können.

Die untersuchten Gemeinden und Dörfer

Die Gemeinde Silenen¹⁴



Abbildung 13

Die Gemeinde Silenen mit den drei Dörfern Silenen, Amsteg und Bristen im August 2004. Silenen zieht sich vom linken Bildrand nach rechts oberhalb des gut erkennbaren Materialdepots der NEAT-Baustelle (die heute zurückgebaut ist). Unterhalb des Depots befindet sich der mittlerweile ausgebaute Weiler Grund. Amsteg befindet sich in der Mitte des unteren Bildrands, beim Zusammentreffen des Reuss- und des Maderanertals. Deutlich erkennbar ist am südlichen Dorfrand das Kraftwerk. Im unteren rechten Bildrand befindet sich ein Teil des Amsteger Aussenweilers Ried. Von Bristen sind in der Bildmitte die Weiler Frentschenberg (unten) und Waldiberg (oben) zu erkennen. Der Dorfkern ist nicht zu sehen. Es befindet sich am Fuss des Bristen, der rechts im Bild zu sehen ist. Neben der in der rechten oberen Bildecke erkennbaren Felskuppe befindet sich der Weiler Golzern. Photograph und Bildarchiv: Richard Ziebold, e-pics ethz.

Silenen ist die flächenmässig grösste Urner Gemeinde und die Einzige, die seit der Etablierung der politischen Gemeinden im 19. Jahrhundert aus mehreren Dörfern besteht. Diese Konstellation ist historisch bedingt und hat damit zu tun, dass sich die Landespfarre Silenen in den Jahrhunderten davor von Silenen bis Göschenen erstreckte. Während die Gemeinden des Oberen Reusstals sich mit der Zeit sowohl kirchlich als auch politisch selbständig machten, gründeten Amsteg und Bristen Anfang des 20. Jahrhunderts zwar eigene Pfarreien, blieben aber politisch vereint mit Silenen. Eine Fusion war deshalb nicht nötig.

Die drei Dörfer weisen unterschiedliche Entwicklungen und Charakteristika auf.

Silenen ist langgezogen und besteht aus mehreren Teilen: Dörfli, Rusli, Birchli, Dägerlohn, Kirche, Buchholz und Schützen, Efibach (im späten 20. Jahrhundert neu entstanden). Vor wenigen Jahren sind im Selderboden unterhalb der Hauptstrasse eine Freizeitanlage und ein Spielplatz entstanden, die vor allem von Kindern und Jugendlichen genutzt werden. Ein deutlich erkennbarer Dorfkern fehlt, die Infrastrukturgebäude (Kirche, Schule, Gemeindehaus, Dorfladen, Restaurants) verteilen sich auf mehrere Quartiere.

¹⁴ Die Informationen in diesem Kapitel stammen aus Aschwanden, Felix: «Düä Bääbä» Das Maderanertal, Altdorf 2006; Nunlist, Hugo: Maderanertal, Silenen 1997; Lussmann, Ludwig: Silenen/Amsteg/Bristen, Gurtellen 1991; Ziegler, Louis: Amsteg, 2002 sowie aus Gesprächen mit den Schlüsselpersonen.

Amsteg hingegen ist ein vergleichsweise kompaktes Dorf mit den Aussenweilern Vorder- und Hinterried gegen Süden hin, die ganzjährig bewohnt sind und dem Richtung Silenen gelegenen Quartier Grund.

Bristen liegt abseits der Gotthardroute im Maderanertal und ist ebenfalls langgezogen (Dorf, Cholplatz, Schattigmatt und "Dorf 2" bei der Talstation der Golzern-Seilbahn). Rund um die Kirche befinden sich mit Schulhaus, Dorfladen und mehreren Restaurants die meisten Infrastrukturen. Das Dorf verfügt über mehrere Aussenweiler, die noch ganzjährig bewohnt sind: Frentschenberg, Waldiberg, Golzern. Mehrere Gebiete, die früher ganzjährig bewohnt wurden, werden heute nur noch saisonal genutzt. Zu Bristen gehören weitläufige Alpgebiete, das Wichtigste davon im Etlital.

Silenen und Amsteg liegen im Talboden auf ca. 480 m ü.M und direkt an der Gotthardroute, deren Verkehr bis zum Bau der Eisenbahnstrecke in den 1880er Jahren die wichtigste Einnahmequelle war. Dies ist nach wie vor erkennbar an der Sust in Silenen und an den vielen ehemaligen Gasthäusern entlang der Hauptstrasse, die vor allem in Amsteg noch deutlich gekennzeichnet sind. Auch im 20. Jahrhundert hat der Verkehr die Entwicklung der beiden Dörfer stark geprägt. Bis zum Bau der Autobahn (1970-1980) hatten sie zuviel Verkehr, danach zuwenig – zumindest aus Sicht der ansässigen Betriebe. Heute ist der Bahnhof Silenen nicht mehr in Betrieb, und die beiden Dörfer sind nur per Bus erreichbar, allerdings seit kurzem im Viertelstundentakt. Der öffentliche Verkehr erschliesst damit im Innern differenzierter und in die Ferne schlechter. Die erhöhte Bus-Frequenz führt ausserdem dazu, dass sich Silenen heute eher an der Hauptstrasse ausrichtet und der ehemalige Bahnhof seinen Charakter als Treffpunktzone verloren hat. Ende des 20. Jahrhunderts sind in Silenen im Efibach und in Amsteg im Grund neue Wohnquartiere entstanden. Silenen hat die höchste Einwohnerzahl in der Gemeinde. Hier befindet sich die Dorfübergreifende Verwaltung und die zentrale Oberstufe.

In Amsteg wurde 1922 eines der drei SBB-Kraftwerke eröffnet und 1943 ein Zeughaus. Letzteres hat den Betrieb mittlerweile eingestellt. Beide Infrastrukturprojekte sind bis heute erkennbar und vermitteln die industrielle Vergangenheit des Dorfes. Zudem verfügte Amsteg um die Jahrhundertmitte über mehrere Transport- und Bauunternehmen sowie einige Handwerks- und Gastrobetriebe. Heute sprechen einzelne in unser Projekt involvierte Schlüsselpersonen von einem "sterbenden Dorf", das in den letzten Jahren nicht nur seine Betriebe, sondern auch EinwohnerInnen verloren habe, die das Dorfleben aktiv gestalten würden. Kennzeichnend für diesen Trend sei, dass Häuser von auswärtigen Firmen aufgrund der vergleichsweise tiefen Immobilienpreise gekauft und an Asylsuchende vermietet worden seien. Die geschrumpfte Dorfgemeinschaft ist somit zusätzlich gefordert, Personen mit schwierigen Voraussetzungen zu integrieren. Gleichzeitig steigt durch den Zuzug die Zahl der Schulkinder, was für die Zukunft eines Dorfes generell als positiver Faktor gewertet wird. Amsteg verfügt über eine Autobahnzufahrt, die von mehreren Interviewten als wichtig erwähnt wird. Neben der Industrie hat also auch die Migration das Dorf und seine Entwicklung stark geprägt und tut es bis heute.

Bristen ist im Unterschied zu den beiden anderen Dörfern ein typisches Bergdorf. Nicht nur wegen seiner Höhe (770-1400 m ü.M.), sondern auch wegen seiner geographischen Lage in einem Seitental (Maderanertal). Seit 1912 ist es auf einer Strasse von Amsteg aus erreichbar. In Bristens Geschichte haben Land- und Forstwirtschaft sowie Bergbau eine wichtige Rolle gespielt. Im 19. Jahrhundert hat sich das Maderanertal ausserdem zu einer weiterherum bekannten Alpinismus- und später einer Tourismusdestination entwickelt. Heute ist dies eine der Haupteinnahmequellen für lokal Erwerbstätige. Die meisten EinwohnerInnen im Erwerbsalter arbeiten allerdings auswärts – wie übrigens auch jene von Silenen und Amsteg.

Zur Entwicklung der Laden-, Restaurant- und Gewerbeinfrastruktur: In Silenen hatte früher, zur von den Interviewten erinnerten Zeit fast jeder Weiler einen kleinen Laden. Im Dorf gab es mehrere Restaurants und Kleingewerbe, vorwiegend an der Hauptstrasse platziert. Heute sind noch ein Pub in Betrieb, ein Restaurant und eine Bäckerei, die gleichzeitig ein Dorfladen mit eingeschränktem Angebot

und kleines Café ist. Amsteg verfügte über mehrere Hotels mit Gaststuben, eine Metzgerei, eine Bäckerei und einen Tierpark. Heute gibt es noch die Bäckerei, ein Hotel mit stark eingeschränkten Öffnungszeiten und ein Restaurant. In Bristen waren drei bis vier Läden und fast ebensoviele Restaurants in Betrieb. Der Laden im Dorfzentrum ist übriggeblieben, und zwei ehemalige Hotelrestaurants in der Nähe haben ab und zu geöffnet – unter anderem auf Anfrage von Vereinen. In den letzten Jahren ist bei der Station der Golzernseilbahn der sogenannte Alpenkiosk entstanden, der über mehrere Sitzplätze verfügt und für die Dorfbevölkerung vereinzelte Anlässe organisiert. Diverse Vereine und Organisationen (z.B. Feuerwehr) von Amsteg und Silenen haben im Verlauf der letzten Jahrzehnte fusioniert, ebenso die Filialen der Raiffeisenbanken, diese allerdings von allen drei Dörfern. Sowohl bei dieser Fusion als auch bei den politischen Ämtern (Landrat, Gemeinderat, Bürgerrat) wird darauf geachtet, dass alle drei Dörfer vertreten sind. Die Gemeindeversammlung findet turnusmässig in Silenen, Amsteg und Bristen statt. Im Moment wird noch in jedem der drei Dörfer eine Schule für die Basisstufe (1.-6. Klasse) geführt, es gab aber bereits eine Abstimmung über die Zusammenlegung aller Schulklassen in Silenen. Der Vorschlag wurde abgelehnt. Es scheint ausgeprägte verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den drei Dörfern zu geben. Insbesondere wird erwähnt, dass viele Personen, die in Bristen aufgewachsen sind, heute in Silenen wohnen oder Verwandte dort haben. Im sogenannten «Alpenkiosk» bei der Talstation der Golzern-Seilbahn und im Bristner Dorfladen arbeiten auch Frauen aus Silenen.

Die Gemeinde Isenthal¹⁵



Abbildung 14

Die Gemeinde Isenthal mit Blick nach Südwesten im September 2006. In der Bildmitte der Dorfkern und davor das Quartier Ringli. In der oberen Bildmitte sind im schwächer besiedelten Grosstal weitere Gebäude erkennbar. Vom Dorfzentrum biegt links das ebenfalls schwach besiedelte Kleintal ab. Photograph und Archivstandort: Richard Ziebold, e-pics ethz.

Isenthal gehört zu den am dünnsten besiedelten Gemeinden von Uri. Das gegen Norden, Süden und Westen von Bergen umgebene Tal hat eine Fläche rund 60 km², wird aber seit längerem von weniger als 500 Personen bewohnt¹⁶. Geographisch ist es dem Dorf Bristen sehr ähnlich: Ein erhöhter Talboden, der nur über die exponierte Strasse vom linken Ufer des Urnersees her erreichbar ist, kein Durchgangsverkehr, weitläufige Alpgebiete und grossflächige Wälder. Der Dorfkern befindet sich im östlichen Teil des Gebiets, von dort verzweigt sich das Gebiet in zwei Täler – das Klein- und das Grosstal, beide ganzjährig bewohnt.

Isenthal ist seit dem 15. Jahrhundert als organisiertes Gemeinwesen in den Quellen fassbar und war bis ins 19. Jahrhundert mit Seelisberg und Bauen politisch eng verbunden. Im Zug der Kantonsbildung im 18./19. Jahrhundert löste das Tal diese Verbindungen auf und wurde als politische Gemeinde selbständig. Kirchlich hatte es bereits im 17. Jahrhundert begonnen, sich von Seedorf zu lösen. Aufgrund der Abgeschlossenheit und der eingeschränkten Transportmöglichkeiten konzentrierte sich die Bevölkerung auf die Land- und Forstwirtschaft. Der Wald war bis ins 20. Jahrhundert das "Tafelsilber" von Isenthal. Grössere Ausgaben der Gemeinde wurden jeweils mit dem Verkauf von Holz

¹⁵ Die Informationen zu diesem Kapitel stammen aus: Stadler-Planzer, Hans: Geschichte und Gegenwart, Isenthal 2021; Walker, Michael: Isenthal im Wandel der Zeiten 1840-1990, Isenthal 1991.

¹⁶ Fläche Silenen: 145 km², Fläche Isenthal: 61 km²; EinwohnerInnen Silenen: 2041, EinwohnerInnen Isenthal: 467; EinwohnerInnen pro km² Silenen: 14, EinwohnerInnen pro km² Isenthal: 8 (Daten per Ende 2022. Wikipedia: Gemeinden des Kantons Uri, 19.8.2024)

beglichen. Die Wirtschaftsstruktur des Dorfes veränderte sich erst, als dank verfügbarer Autos und der ausgebauten Zufahrtstrasse, die um 1900 gebaut wurde, Pendlerverkehr möglich wurde.

Die lokale Schule war in diesem Kontext besonders wichtig, um den Kindern eine Ausbildung zu ermöglichen, die sie auf weiterführende Berufstätigkeiten ausserhalb des Tals vorbereitete. Beim Erhalt der Schule und dem Aufbau von Infrastrukturen für Kinder und Jugendliche, wie beispielsweise einem Sportplatz oder einer Turnhalle wurde Isenthal in den 1970er- bis 1990er-Jahren von Bund und Kanton sowie von diversen Partnergemeinden ausserhalb des Kantons tatkräftig unterstützt. Bis heute sind fehlende Finanzen für solche Projekte ein grosses Problem für das Dorf und können jeweils nur dank aufwändiger Suche nach Geldgebern realisiert werden. Isenthal galt und gilt als besonders arme Gemeinde.

Zur Entwicklung der Laden-, Restaurant- und Gewerbeinfrastruktur: Die Interviewten berichten, dass vor Kurzem das Hotel/Restaurant Tourist im Dorfkern geschlossen worden ist und dass es früher mehr Gewerbetreibende, insbesondere Schreinereien gab in Isenthal.

Dass erst 1944 die Korporationsbürgergemeinde ausgeschieden wurde, weist darauf hin, dass der überwiegende Teil der Bevölkerung bis ins 20. Jahrhundert aus alteingesessenen Familien bestand. Es handelte sich also um eine relativ geschlossene Gesellschaft. Auch heute noch verfügen die meisten EinwohnerInnen über verwandtschaftliche Beziehungen im Dorf.

Bemerkenswert sind die grosse Anzahl von Vereinen im Dorf, ein starkes Engagement für Angebote im Bereich des sogenannten sanften Tourismus' und intensive Bemühungen, die eigene Geschichte zu dokumentieren. Davon zeugt beispielsweise die Website www.isenthaler.ch, die von der lokalen Kulturkommission betrieben wird.

Der Vergleich der vier Dörfer macht deutlich, dass Amsteg und Silenen auf der einen und Bristen und Isenthal auf der anderen Seite wichtige Gemeinsamkeiten in Bezug auf die Wirtschaftsstruktur aufweisen, die jeweils stark von der geographischen Lage – Durchgangsort oder Endpunkt einer Strasse – geprägt ist. Das Siedlungsbild von Silenen und Amsteg unterscheidet sich allerdings markant – zerstreut und langgezogen auf der einen, kompakt auf der anderen Seite. Bristen und Isenthal sind in fast allen Bereichen (geographische Lage, Siedlungsbild, Wirtschaftsstruktur) vergleichbar, unterscheiden sich allerdings markant in der politischen Konstellation. Bristen muss als Teil einer grösseren Gemeinde die Kosten für die eigene Infrastruktur nicht alleine stemmen, Isenthal hingegen schon. Es sei vorausgeschickt, dass in den Interviews deutlich wird, dass sich der höhere finanzielle Druck, mit dem die Gemeinde Isenthal konfrontiert ist, auch auf die Dorfgemeinschaft auswirkt (siehe Kapitel 4.4 «Netzwerke»).

3.1 Methoden

Oral History: Grundlagen und Leitfaden

Oral History ist eine Methode, die darauf basiert, dass eine interviewende Person mit einer oder mehreren befragten Personen ein Gespräch führt, das sich um zuvor kommunizierte Themen dreht. In unserem Fall waren diese Themen die Biografie der Befragten, die aktuelle Situation älterer Personen in den untersuchten Dörfern sowie die Entwicklung dieser Dörfer. Ein solches Gespräch ist eine gemeinsame Anstrengung aller Involvierten, Informationen zu den festgelegten Themen zusammenzutragen¹⁷. In unserem Fall sind dies nicht nur Informationen in Bezug auf die Vergangenheit, sondern insbesondere auch solche mit Bezug zur Gegenwart und zur Zukunft.

¹⁷ Martin Schaffner: Plädoyer für Oral History, in: Jürgen von Ungern-Sternberg; Hansjörg Reinou (Hg.): Vergangenheit in mündlicher Überlieferung, Stuttgart, 1988, S. 345-348.

Damit das Gespräch diese Funktion bestmöglich erfüllen kann, ist es einerseits notwendig, dass die interviewende Person sich vorbereitet und in einem sogenannten Leitfaden die Themen und Fragen festhält, zu denen sie etwas erfahren möchte. Andererseits gestaltet die befragte Person den Verlauf des Gesprächs mit, weshalb die notierten Themen und Fragen nicht als Fragebogen zu verstehen sind, sondern als Leitfaden.

Um die Projektdaten vergleichbar zu machen, ist es notwendig gewesen, einen gemeinsamen Leitfaden zu entwickeln – im Wissen darum, dass sich in jedem Interview andere Schwerpunkte bilden und nicht immer alle Themen zur Sprache kommen würden. Der Leitfaden ist auf der Basis der Informationen aus der Lehrveranstaltung und mit Einbezug der Erfahrungen aus den Exkursionen erarbeitet worden. Die ausführliche Version inklusive konkrete Fragen, die in Zusammenarbeit zwischen Projektteam, Freiwilligen und Resonanzgruppe entwickelt wurde, findet sich im Anhang dieses Berichts. Im Folgenden ist die Kurzversion aufgeführt. Sie führt die Bereiche auf, die den thematischen Rahmen der Gespräche absteckten:

1. Biographische Eckpunkte der interviewten Person
Jahrgang, Herkunftsfamilie, eigene Familie, beruflicher Werdegang, Wohnorte (im Dorf und ausserhalb), Wohnsituationen/Wohnformen, Arbeitsorte, Ämter, besondere biographische Ereignisse (z.B. Krisen, Erfolge)
2. Räume des Dorfes damals und heute; Alltag; Aufenthalts- und Begegnungsorte;
Aussergewöhnliche Ereignisse (Feste, Bräuche, anderes); Vereinsleben; Begegnungen der Generationen im öffentlichen Raum; Ungeschriebene Verhaltensregeln, Anekdoten
3. Erlebnisse und Verhalten der interviewten Person im Dorf damals und heute (evtl. mit Karte oder Luftbild begleiten)
Erlebnisse als Kind, Jugendliche(r), Erwachsene(r) im Dorf damals und heute: wo und mit wem?; Veränderungen im Dorf äusserlich und bezüglich Stimmung; Fehlendes
Gab es Momente, wo Sie das Dorf am liebsten verlassen hätten?
4. Gesundheit und Betreuungssituation älterer Menschen damals und heute
Zugang zu medizinischer Versorgung und Abläufe in Notfallsituationen; Verhältnis zu medizinischen Fachpersonen; Benötigte Unterstützung im Alltag und Vertrauenspersonen; Gesundheits- und Sicherheitsempfinden
5. Mobilität damals und heute
Benutzte Wege im Dorf; Verkehrsmittel innerhalb des Dorfes; Raus aus dem Dorf (Wann und wie); Bedürfnis nach Mobilität
6. Informationsbeschaffung damals und heute
Information worüber (Dorf, Kanton, Schweiz, Welt, anderes); Genutzte Medien (Gespräche mit Nachbarn, Telefon, Aushänge/Flyer, Zeitung, Radio, Fernsehen, Computer, Handy); Chancen und Herausforderungen der Digitalisierung
7. Zukunft
Wünsche für die persönliche Zukunft; Umstände, die zu einem Umzug ins Altersheim führen würden; Wünsche für die Zukunft des Dorfes

Oral History: Die Interviews

Die 13 Interviews für das vorliegende Projekt sind zwischen Mitte April und Ende Juni 2024 in Amsteg (1), Bristen (4), Isenthal (5), Silenen (2) und Erstfeld (1)¹⁸ durchgeführt worden. Interviewt haben die Freiwilligen sowie die Mitglieder des Projektteams. Der Grossteil der Interviews hat bei den Befragten zuhause stattgefunden. In einem Fall war der Ehemann einer Befragten zeitweise anwesend, in einem zweiten Fall wurde ein Ehepaar interviewt. Neun Interviews waren Gespräche zwischen einer befragenden und einer befragten Person. Ausserdem sind zwei Gruppeninterviews mit drei bzw. fünf Befragten geführt worden – eines im Sitzungszimmer des Gemeindeshauses Isenthal, das andere in einem Sitzungszimmer des Altersheims Spannort in Erstfeld mit BewohnerInnen der Pflegeeinrichtung aus der Gemeinde Silenen.

Die meisten Interviews dauerten zwischen 50 und 90 Minuten, einzelne 2er-Interviews, das Interview mit dem Ehepaar sowie die Gruppeninterviews etwas länger, bis zu 120 Minuten.

Die Interviews sind von den Freiwilligen, vom Projektteam und von Angestellten der Gesundheitsförderung Uri transkribiert worden – die beiden Gruppeninterviews zusammengefasst –, und wir haben die Transkriptionen den Befragten zugestellt. Nach Abschluss des Projekts ist eine Abgabe der Audiodateien und der Transkriptionen ins Staatsarchiv Uri vorgesehen.

Oral History: Die Befragten

Die folgende Tabelle zeigt auf, in welchem Dorf wie viele Männer und Frauen in welchem Alter (Jahrgang) befragt wurden.

Dorf	Befragte Männer (Jahrgänge)	Befragte Frauen (Jahrgänge)
Amsteg		1 (1937)
Bristen	3 (1950, 1956, 1965)	3 (1941, 1950, 1957)
Silenen	4 (1929, 1930, 1936, 1950)	2 (1933, 1962)
Isenthal	5 (1942, 1944, 1945, 1954, 1956)	3 (1944, 1946, 1962)
Total	12	9

Tabelle 1

Aus dieser Zusammenstellung wird ersichtlich, dass Amsteg mit nur einer Person unterrepräsentiert ist im Sample. Leider haben sich dort nicht mehr Interviews organisieren lassen. Glücklicherweise hat das Projektteam von der für Amsteg zuständigen Schlüsselperson viele Informationen zum Dorf und seiner Geschichte erhalten. Ausserdem fällt auf, dass etwas mehr Männer als Frauen interviewt worden sind und dass weniger Interviews in der Gemeinde Isenthal stattgefunden haben als in der Gemeinde Silenen. Schliesslich ist hervorzuheben, dass zwei der Interviewten mit Jahrgang 1962 noch im erwerbstätigen Alter sind bzw. kurz vor der Pensionierung stehen.

¹⁸ Das Interview in Erstfeld fand mit Personen statt, die früher in Silenen gelebt hatten, nun aber im Altersheim Spannort wohnen.

Räumliche/architektonische Analyse

Neben der Befragung von ZeitzeugInnen gemäss der Methode Oral History ist eine räumliche/architektonische Analyse Teil des methodischen Repertoires unseres Projekts. Die Bedeutung der räumlichen Gestaltung zur Förderung eines hochwertigen Gemeinschaftslebens ist unbestritten. Dabei nehmen die öffentlichen Räume eine zentrale Rolle ein. Sie verkörpern die gemeinsame Identität der Bewohner und können im Laufe der Zeit durch das Hinzufügen neuer Schichten von kollektiver Geschichte weiter gestärkt werden. Der gemeinschaftliche Raum muss ebenso gefördert, gestärkt und bewahrt werden wie das private Zuhause.

Es muss festgehalten werden, dass die räumliche/architektonische Analyse eng mit der Methode Oral History verknüpft ist. Die zahlreichen Interviews, die mit den BewohnerInnen geführt worden sind, haben es ermöglicht, eine Fülle von Informationen über den von den Menschen im Laufe der Zeit erlebten Raum zu sammeln.

Die grundlegenden Aspekte, die die angewandte architektonische Methode zur Analyse und Interpretation eines Ortes zusammenfassen, sind:

a. Massstabübergreifende Betrachtung

Die Analyse des Kontextes reicht von der territorialen Ebene (Makroebene) bis hin zur Untersuchung bestehender städtebaulicher Situationen, die als besonders relevant für das Leben im Dorf angesehen werden. Auf diese Weise ist es möglich, die verschiedenen Dörfer in einen breiteren und komplexeren territorialen Kontext zu integrieren.

b. Dialog mit der Bevölkerung (siehe Oral History)

Als Planer sind wir der Überzeugung, dass die physische Präsenz vor Ort und der Dialog mit den dort lebenden Menschen unverzichtbare Aspekte der Arbeit der Architekturschaffenden sind.

c. Historische Untersuchung

Um ein Projekt zu entwickeln, das in der Lage ist, die Einzigartigkeit des Ortes hervorzuheben und sich spezifisch in das Dorf einzufügen, werden Informationen über die Geschichte der Orte gesammelt. Durch Treffen mit regionalen WissenschaftlerInnen und den älteren BewohnerInnen (Oral History) sowie durch Archivforschung können nützliche Informationen gewonnen werden, die zur Entwicklung eines kohärenten Projekts beitragen, das die historischen und sozio-kulturellen Merkmale des Kontextes berücksichtigt.

d. Spezifität der Massnahmen

Ausgehend von der Analyse des Gebiets werden möglichst präzise und gezielte Interventionsmöglichkeiten für jedes Dorf vorgeschlagen. Diese sind als erste Umsetzungsmöglichkeiten zu erachten. Die vorgeschlagenen Massnahmen zielen darauf ab, die vorhandenen Qualitäten zu bewahren und noch ungenutzte Potenziale zu aktivieren.

e. Umsetzung über verschiedene Zeithorizonte

Jede angestrebte Vision kann je nach Umfang und Priorität der jeweiligen Massnahmen in verschiedenen Zeithorizonten organisiert werden. Die Entwicklung eigenständiger Eingriffe, die in ein Gesamtkonzept eingebettet sind, ermöglichen ein schrittweises Vorgehen im Einklang mit einer strukturierten und zukunftsorientierten Vision.

Der architektonische Auswertungsbericht der räumlichen Analyse von Silenen, Amsteg, Bristen und Isenthal liegt in einem separaten Dokument vor.

4 Auswertung

Im Folgenden stellen wir die Resultate unserer Lektüre und Auswertung der Interviewtranskriptionen vor. Wir beschreiben unsere Beobachtungen und formulieren an einigen Stellen Hypothesen. Bei der Reihenfolge der Themen orientieren wir uns am Leitfaden. Wie in den Interviews umfasst auch die Auswertung die Zeitdimensionen früher und heute. Aufgrund der besseren Lesbarkeit werden die Fragebereiche, die jedes Unterkapitel einleiten, im Präsens formuliert.

4.1 Biografie

Wieso Biografien?

Die biographischen Angaben der befragten Personen sind zentral, um ihre Aussagen einordnen zu können. Wir gehen davon aus, dass eine Biografie die Perspektive auf die Welt im Allgemeinen und auf das Älterwerden im Spezifischen prägt. Entsprechend haben wir in den Interviews nach den biographischen Eckpunkten der GesprächspartnerInnen gefragt. Welche Zeitspanne haben sie erlebt? In welcher sozialen Umgebung sind sie aufgewachsen (Beruf der Eltern, Anzahl Geschwister, wichtige Betreuungspersonen)? Welchen beruflichen Werdegang haben sie eingeschlagen, wie sah/sieht ihr Arbeitsalltag aus? In welcher familiären Situation befinden sie sich heute (Ehe/Partnerschaft, Kinder)? Wo haben sie gewohnt und wie wohnen sie heute? Inwiefern haben sie sich im Dorf engagiert (Ämter, Vereine)? Gibt es besondere Ereignisse (z.B. Krisen, Erfolge), die ihre Biografie geprägt haben? Mehrere dieser Punkte kommen auch in späteren Kapiteln zur Sprache, wo wir sie ausführlicher behandeln.

Elemente einer Generationenbiografie der heute Über-60-Jährigen

1. *Von analog zu digital*

Die Biografien der Befragten sind einerseits individuell und weisen andererseits viele Gemeinsamkeiten auf. Die Interviewten sind in derselben Zeitspanne und in derselben geographischen Umgebung aufgewachsen. Das ermöglicht uns, Elemente einer "Generationenbiografie" herauszuarbeiten. Für viele Bereiche, die das Älterwerden betreffen, sind diese geteilten Erfahrungen zentral, denn – so unsere Hypothese – sie haben Einfluss auf die Art, wie eine Generation ihre letzte Lebensphase wahrnimmt und gestaltet. Entsprechend gehen wir davon aus, dass spätere Generationen das Älterwerden in manchen Details anders leben werden.

Wie die Tabelle im Kapitel 3.1 «Methoden» zeigt, sind die von uns befragten Personen zwischen 62 und 85 Jahren alt. Vier Personen haben den Zweiten Weltkrieg als Kinder oder Jugendliche erlebt, erwähnen diese Zeit in den Interviews allerdings kaum explizit. Die meisten sind kurz vor oder nach Ende des Krieges geboren.

Alle Interviewten sind in einer durch und durch analogen Welt aufgewachsen. Besonders in Bristen und Isenthal, den beiden Dörfern abseits der Hauptverkehrsachsen, wurden weite Strecken noch lange zu Fuss oder mit dem Velo bewältigt – so erwähnen alle Personen, die auf Gitschenen (Isenthal), auf Golzern (Bristen), im Chilchebärg (Silenen) und in der Schützen (Silenen) aufgewachsen sind den langen Schulweg, den sie als Kinder zurücklegen mussten. Er wird meistens als eine Mischung aus

Anstrengung und Abenteuer (Unterwegssein mit anderen Kindern) beschrieben (siehe auch Kapitel 4.3 «Mobilität»).

Eine analoge Welt bedeutete, dass sich der Bewegungsradius der Menschen weitgehend auf, die Nachbarschaft, das Dorf oder auf den Arbeitsweg zwischen zwei Dörfern beschränkte. Ein weiteres Kennzeichen der analogen Welt von damals ist, dass die Alltagsgegenstände vorwiegend aus Holz, Metall oder Stoff waren – Kunststoffe kamen erst allmählich auf. Geräte, Maschinen und Apparate liefen mechanisch oder elektro-mechanisch und waren nicht wie heute elektronisch gesteuert, was den Arbeitsalltag jener interviewten Männer prägte, die einen technischen Beruf erlernten. Ihre Handfertigkeit war gefragt, sie konnten technische Probleme selbst lösen und defekte Maschinen teilweise eigenhändig reparieren.

In einer analogen Welt erforderten viele Arbeitsgänge körperlichen Einsatz, der besonders in der Landwirtschaft häufig sehr streng war. In Bewegung sein und tätig sein war deshalb ein wichtiges Kennzeichen dieser Generation. Einer der Interviewten formuliert es so: “Mir hend immer gwärchet und gmacht”. Es ist zu vermuten, dass diese Erfahrung von Arbeit mit dazu beiträgt, dass viele der so aufgewachsenen älteren Menschen bereit sind, trotz physischem Aufwand in ihren Häusern und Wohnungen zu bleiben. Umso mehr, als der Alltag dank Elektrifizierung, Maschinisierung und Digitalisierung in vielen Bereichen körperlich weniger anstrengend und zeitlich weniger aufwändig geworden ist. So wird zum Beispiel die Mechanisierung in der Landwirtschaft als wichtige Erleichterung positiv erwähnt.

Dass alle Interviewten im Verlauf ihres Lebens prägnanten Wandel erlebt haben – von einer analogen in eine digital geprägte Welt – und dass ihre Lebenszeit gekennzeichnet war von der Zunahme des materiellen Wohlstands, kommt in vielen Interviews zum Ausdruck. So zum Beispiel in einer Schilderung von der Elektrifizierung des Bristner Weilers Golzern: “Ich kann mich sogar noch erinnern, als wir Strom bekommen haben. Ja, das war eine ganz grosse Sache, so den Schalter drücken und das Licht hat gebrannt.” Auch die Verbreitung von Hausgeräten wie Telefon und Fernseher, von Autos und Fernreisen oder der Kauf, Bau und die Renovation von Häusern werden in allen Interviews erwähnt. Einzelne Interviewte fassen diese Entwicklung zusammen und formulieren folgende Sätze: “Es ist eigentlich immer aufwärts gegangen.” “Wir haben es gutgehabt, wir haben es schön gehabt, und wir haben in einer Zeit gelebt, in der es immer besser geworden ist.” Die wirtschaftlich-technische Entwicklung der letzten Jahrzehnte wird in allen Interviews, wenn auch nicht überschwänglich oder durchgehend explizit so doch implizit als Fortschritt dargestellt. Dass das Fortschrittsnarrativ die Erzählungen aber nicht dominiert, sondern gepaart ist mit Nostalgie und Skepsis gegenüber der heutigen Gesellschaft, hängt damit zusammen, dass die Befragten neben den Vorteilen der wirtschaftlich-technischen Errungenschaften auch deren Auswirkungen auf das soziale Gefüge und auf die Position der Bergdörfer erkennen (siehe Kapitel 4.4 «Netzwerke»). In den meisten Fällen fällt die Bilanz über die vergangenen Jahrzehnte ambivalent aus.

2. Die Dörfer: Sozial gemischt und kompakt zugleich

Die von uns befragten Personen stammen aus unterschiedlichen sozialen Kontexten. Das zeigt sich insbesondere an den Berufen ihrer Eltern. Die meisten sind in bäuerlichen Verhältnissen aufgewachsen, wobei ihre Herkunftsfamilien häufig noch ein zweites wirtschaftliches Standbein hatten. In Bristen und Isenthal haben sie im Sommer TouristInnen beherbergt, führten ein Transportgeschäft oder betrieben Seilbahnen. Drei Interviewte stammen aus Familien, die in der Gastronomie/Hotellerie tätig waren, in fünf Fällen waren die Väter Industriearbeiter, in einer der beiden Urner Grossfirmen (Munitionsfabrik oder heutige Dätwyler AG) oder bei der SBB angestellt oder auf dem Bau tätig. Ausser in jenen Fällen, wo Grossfirmen die Arbeitgeber der Väter waren, haben beide Elternteile der Interviewten im selben Betrieb gearbeitet. Die beruflichen Tätigkeiten der

Mutter werden in den Interviews allerdings nur explizit erwähnt, wenn sie aussergewöhnlich waren – wie zum Beispiel Hebamme oder Wirtin – oder offensichtlich zum Einkommen der Familie beitrugen – wie zum Beispiel Heimarbeiterin oder Kassierin bei der Migros.

Rivalitäten oder Auseinandersetzungen zwischen den sozialen Gruppen eines Dorfes werden in den Interviews nicht erwähnt, obwohl es sie mit grosser Wahrscheinlichkeit gegeben hat. Konflikte fanden aber wohl auch zwischen Nachbarn oder zwischen Weilern statt. Und es ist anzunehmen, dass die dorfinternen Streitpunkte jenen zwischen den Dörfern untergeordnet wurden. Allerdings formulieren nur zwei befragte Personen Dorf-Stereotype wie «Die Leute aus XY kommen nur, wenn es etwas gratis gibt.» oder «Hier in YZ ist man gesund.» Dass solche Aussagen nicht häufiger sind, mag damit zusammenhängen, dass die Virulenz von Konflikten zwischen Dörfern, Weilern oder Nachbarn im Verlauf der Jahrzehnte abgenommen hat, weil sich mit zunehmender Mobilität der Bewegungsradius der Menschen vergrösserte. Es ist aber auch möglich, dass man sich gegenüber Aussenstehenden (in diesem Fall gegenüber den InterviewerInnen) als Einheit darstellen will.

Überhaupt werden die Dörfer der Kindheit tendenziell als ziemlich geschlossene Gesellschaften beschrieben, mit ausgeprägtem internem Austausch. Die Heirat mit Dorfexternen war mancherorts noch aussergewöhnlich, und entsprechend wichtig war es für den sozialen Status, in welcher Beziehung jemand zum Dorf stand. Eine Frau, die vom Urner Reusstal nach Bristen heiratete, beschreibt, wie sich das in der jüngeren Vergangenheit geändert hat: «Die ganze Situation ist [heute] offener, das ist ganz klar. Damals hat man [als Auswärtige] selbst [hingehen] müssen. Wenn du dann gekommen bist, haben sie schon [sich dir zugewandt]. Wenn ich ins Dorf gegangen bin, die Leute angesprochen habe und mit ihm angefangen habe zu reden, dann haben sie mich nicht gemieden. Es war auch nicht so, dass sie mich nicht akzeptiert hätten. Aber man musste den [ersten] Schritt selbst machen. [...] Ich habe den Eindruck, heute sind sie viel offener. Wenn da jemand Frisches ist, dann machen sie relativ schnell Kontakt. Ausser jemand will nicht, das gibt es ja wahrscheinlich auch. Aber wenn jemand offen ist, dann ist es heute einfacher, in diese Gesellschaft hineinzukommen.»

3. *Kindheiten in Armut?*

Je älter die Interviewten, desto stärker sind sie als Kinder in den Arbeitsalltag ihrer Eltern eingebunden gewesen. Besonders ausgeprägt war das in der Landwirtschaft. Die später Geborenen und solche aus Familien mit Angestellten-Verhältnissen beschreiben am ehesten Kindheiten, die unabhängig vom Erwerbsleben der Eltern stattgefunden haben. Ganz anders die Schilderungen aus den bäuerlichen Verhältnissen. Nicht nur jene, die so aufgewachsen sind, sondern auch LehrerInnen, die in den Gemeinden unterrichtet haben, beschreiben Kindheiten, in denen es neben der Schule kaum Freizeit im heutigen Sinn gab: «Die Freizeit war eine sehr begrenzte Zeit. Die Kinder aus der landwirtschaftlichen Bevölkerung haben zuhause geholfen. Das war wie heute in einem Drittweltland. In vielen Fällen hat es nichts anderes gegeben als Arbeit.»

Es fällt auf, dass abgesehen von dieser Aussage mit dem prägnanten Vergleich zu einem Drittweltland die sozialen Kategorien “arm” und “reich” im Blick auf die Vergangenheit kaum artikuliert werden. Weder bezeichnet man die eigene Herkunftsfamilie oder das Herkunftsdorf als «arm» oder «reich», noch andere Familien oder Dörfer. Hinweise auf Armut finden sich in Formulierungen wie «Das Essen war nicht immer vielfältig, aber wir haben immer genug und gutes Essen gehabt, nur vielleicht ein bisschen einseitig.» oder «Das grösste Einkommen, das sie [die bäuerlichen Familien in Bristen damals] hatten: Sie haben einfach gelebt. Jeden Franken, den man nicht gebraucht hat, hat man nicht verdienen müssen.» oder «Ich konnte [mit meiner Gehbehinderung] nach dem Tod der Mutter nicht zuhause beim Vater und den Geschwistern bleiben.» oder «Es war streng, wir konnten einfach nicht Kind sein. Sobald man heimkam, musste man arbeiten.»

In markantem Gegensatz dazu, das Adjektiv «arm» nicht in der eigenen Biografie zu verwenden, steht der gesellschaftlich-politische Diskurs während des 20. Jahrhunderts, wo die schwierigen finanziellen Verhältnisse in der Berglandwirtschaft und in vielen Bergdörfern während Jahrzehnten ein Dauerbrenner waren¹⁹.

Dass die Befragten die Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen sind, nicht als «arm» bezeichnen, obwohl sie das gemäss Blick von aussen waren, hat sicher mehrere und vielschichtige Gründe. Nicht alle davon sind relevant für unsere Fragestellung. Wichtig scheinen uns im Hinblick auf das Älterwerden folgende Beobachtungen: Die Person, die die einseitige Ernährung erwähnt, formuliert auch den Satz «Wir haben eine schöne Jugendzeit verbracht.» Jene, die beklagt, dass sie vor lauter Arbeiten keine Zeit hatte, Kind zu sein betont gleichzeitig, wie unangenehm es war, sich als Kind dem Stiefvater und dessen Bruder unterordnen zu müssen. Selbst die Person, die mit einer Gehbehinderung zur Welt kam, beschreibt als traumatisches Erlebnis nicht die ärmlichen Verhältnisse ihrer Herkunftsfamilie, sondern die Erfahrung, als Achtjährige ins Heim geschickt zu werden. Wir formulieren vor diesem Hintergrund folgende Hypothese: Solange das soziale Gefüge als unterstützend und stabil empfunden wird, fällt materielle Armut nicht so stark ins Gewicht. Mit Blick auf die sozial kompakten Dörfer erklärt dies auch, weshalb viele Befragte eine «schöne» Kindheit beschreiben.

4. Die Familie als wichtiger biographischer Bezugsrahmen

In den allermeisten Fällen erläutern die Befragten von sich aus die familiären Verhältnisse bzw. beginnen ihre Biografie mit diesen Angaben und die Familie bleibt ein zentraler Bezugsrahmen des biographischen Erzählens. Nur vereinzelt steht zum Beispiel der eigene Arbeitsalltag im Zentrum eines Interviews.

Alle Interviewten sind mit Geschwistern aufgewachsen. In den meisten Fällen zwei bis drei. Nur drei Personen erzählen, dass sie in einer Grossfamilie mit mehr als vier Kindern aufgewachsen sind. Von zwei Personen ist die Anzahl Geschwister in den Interviews nicht erfragt worden. Dass die Grossfamilien nicht stärker vertreten sind bei den Interviewten, erstaunt und mag Zufall sein. Wir vermuten, dass Grossfamilien – anders als gemeinhin angenommen – vor der Mitte des 20. Jahrhunderts nicht der Normalfall waren, sondern lediglich häufiger vorkamen als heutzutage. Die Generation, die hier befragt worden ist, kennt also das Aufwachsen in kleinen oder mittelgrossen Kernfamilien. Häufig werden aber Beziehungen über diese Kernfamilie hinaus erwähnt – zu Onkeln und Tanten, Grosseltern und SchwägerInnen. Ausserdem haben in mehreren Fällen Grosseltern im Haushalt der Kindheit gelebt oder auch Personen, die nicht blutsverwandt waren.

Die grosse Mehrheit der Interviewten hat selbst Kinder, und zwar ebenfalls zwei bis drei. Alle von ihnen erwähnen von sich aus die Anzahl der Nachkommen, meist auch deren Wohnorte und Berufe. Sie verorten sich damit in ihrem primären sozialen Netzwerk. Nur drei der 21 Personen haben selbst keine Kinder und waren auch nicht verheiratet. Zwei von ihnen erwähnen aber intensive Kontakte zu Geschwistern, Neffen und Nichten, sind also trotzdem familiär eingebunden. Die dritte Person beschreibt, dass die Beziehung zu Nachbarn ein regelmässiger Bestandteil des Alltags ist und auch in Situationen, wo Hilfe benötigt wird, zum Tragen kommt. (Siehe auch Kapitel 4.4 «Netzwerke»)

¹⁹ Auf die nationale politische Agenda geriet das Thema der wirtschaftlich abfallenden Bergregionen mit der sogenannten «Motion Baumberger» in den 1920er Jahren. In Uri befasste sich das «Entwicklungskonzept Uri» von 1976 eingehend mit der Frage, wie sich die finanziellen Verhältnisse der Berglandwirtschaftsbetriebe verbessern liesse. Siehe Wunderli, Rahel: Berglandwirtschaft im Strukturwandel, Altdorf 2014, S. 200ff, 264ff

5. *Ausbildung und Beruf als individuelles Kennzeichen*

In allen Gesprächen ist der eigene berufliche Werdegang (und oft auch jener der Kinder) ein Thema, zu dem die Befragten bereitwillig Auskunft geben. Eine Ausbildung zu wählen und zu absolvieren ist ein wichtiges Moment in ihren Biografien. Es markiert den Schritt zur Selbstständigkeit, ist häufig mit dem ersten Verlassen des Elternhauses und des Dorfes verbunden und gibt in der Generation der Befragten noch weitgehend den sozialen Status vor. Aus den Schilderungen wird auch deutlich, dass dem Umfeld dieser Schritt wichtig war, insbesondere bei den Männern. Die meisten von ihnen erzählen, dass sie während ihrer ganzen Erwerbszeit auf demselben Beruf tätig gewesen sind. Mehrere interviewte Frauen konnten als junge Mädchen keine Ausbildung absolvieren oder sie selbst wählen. Sie waren als Bäuerinnen oder Hausfrauen tätig. Bemerkenswert ist allerdings, dass einige von ihnen sich in späteren Lebensphasen mit Kursen spezialisiertes Wissen für das Ausüben eines Berufes aneigneten, meistens im Gesundheitsbereich. Die Frau mit dem höchsten Ausbildungsgrad erzählt, dass sie sich gegen Aussagen ihrer Familie, sie werde die anvisierte Schule sowieso nicht bestehen, durchsetzen musste. In den Frauenbiografien dieser Generation ist die berufliche Selbstermächtigung also deutlich häufiger eine Erfahrung als bei den Männern. Dass sich dies nicht auf den Kreis der Interviewten beschränkt, zeigt folgende Aussage einer Frau mit Jahrgang 1957 aus Bristen: "In meiner Klasse waren wir 20 Mädchen. Drei davon haben eine Lehre gemacht. Es war schon noch nicht so selbstverständlich. Sie sind lieber direkt in die Fabrik gegangen, um zu verdienen." Zu erwähnen ist, dass einige interviewte Frauen betonen, wie benachteiligt sie in Sachen Ausbildung gegenüber ihren Brüdern gewesen sind und dass sie diese schlechtere Behandlung bereits als Mädchen oder junge Frauen deutlich wahrgenommen haben.

Je jünger die Befragten, desto eher betonen sie ihren damaligen Wunsch, diese oder jene Ausbildung zu absolvieren. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts hat sich also auch in den Bergregionen die Vielfalt an möglichen Ausbildungen vergrößert, und der Beruf wird zunehmend zum Wunschberuf. Es zeigt sich eine breite Palette an gewählten Berufsfeldern: Alle drei Wirtschaftssektoren sind vertreten, wobei allerdings die klassische Industriearbeit in der befragten Generation allmählich verschwindet und den meisten nur noch von den Eltern bekannt ist.

Mehrere Personen sind heute trotz Pensionierung nach wie vor beruflich aktiv, zum Teil eingespannt in Landwirtschaftsbetriebe von Nachkommen, zum Teil in eigenen (Klein)Firmen. Sie beschreiben allerdings alle, dass sie ihre Zeit nun freier gestalten.

6. *Ortsgebundenheit und Migration*

Dass die allermeisten Interviewten Reisen und Wohnortswechsel von sich aus als wichtiges Moment in ihrer Biografie erwähnen, macht deutlich, wie sehr sich die Mobilität im Verlauf der letzten Jahrzehnte verändert hat (siehe auch Kapitel 4.3 «Mobilität»). Die Befragten sind in einer Zeit und Gesellschaft aufgewachsen, in der der Bewegungsradius der Bevölkerung um ein Vielfaches kleiner war als heute. Motorisierter Individualverkehr verbreitete sich erst gegen Ende des 20. Jahrhunderts in den Bergdörfern²⁰, der öffentliche Verkehr war noch lange Zeit sehr spärlich ausgebaut. Die Ortsgebundenheit der Menschen war also nicht nur freiwillig. In mehreren Interviews werden denn

²⁰ Einzelne Interviewte erzählen, dass sie Mitte der 1980er Jahre ein erstes Auto zur Verfügung hatten. Gisler-Jauch Rolf: Uri und das Automobil – des Teufels späte Rache? Soziale und wirtschaftliche Auswirkungen des Automobils auf das Urnerland, Altdorf 1994.

auch die Situationen der ersten Reisen “nach draussen” beschrieben, besonders prägnant im folgenden Beispiel:

“Mit 16 Jahren war ich zum ersten Mal in Luzern, als ich in die Gewerbeschule musste. Als ich im Bahnhof mit 20 Gleisen angekommen bin, dachte ich, dass ich den Weg nach Hause nie mehr finden würde. Ich fühlte mich wie in einer Grossstadt, da ich bislang nicht weiter als bis nach Altdorf gekommen war. Prompt stieg ich auch in den falschen Bus ein.” Anzuführen ist, dass der Erzähler Jahrgang 1965 hat, also zu den jüngsten Interviewten gehört.

Aus den Interviews spricht, dass Reisen – auch ins Ausland – im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte zwar deutlich zugenommen haben, und eine gewisse Mobilitäts- oder sogar Migrationserfahrung mittlerweile zum guten Ton gehört und genossen wird. Ein Bewohner des Altersheims Spannort beispielsweise berichtet, dass er nach wie vor ein GA habe unregelmässig unterwegs gehe.

Nichtsdestotrotz kommt bei allen eine hohe Verbundenheit mit dem Wohnort zum Tragen.

Es gibt unter den Befragten solche, die das ganze Leben in “ihrem” Dorf verbracht haben (insbesondere Personen, die einen elterlichen Landwirtschaftsbetrieb weitergeführt haben); solche, die für die Ausbildung und vielleicht einige Berufsjahre weggezogen sind und dann zurückkehrten; solche, die durch die Heirat oder aus beruflichen Gründen ins Dorf kamen. Nur eine Person hat fast ihr ganzes Berufsleben im Ausland verbracht, und nur wenige antworten auf die Frage, ob sie schon einmal wegziehen wollten mit einem “Ja”. Bemerkenswerterweise handelt es sich in allen diesen wenigen Fällen um Zugezogene, die aufgrund von Konflikten ihre Position in der Familie und im Dorf eine Zeit lang in Frage gestellt sahen.

Dass die Ortsgebundenheit nicht mehr wie früher erzwungen ist und heutzutage auch in der Generation der Befragten schon fast erwartet wird, dass man sich auch ausserhalb des eigenen Dorfes zu bewegen weiss, spricht aus der Formulierung eines ehemaligen Bauers. Er antwortet auf die Frage, ob das Aufgeben des arbeitsaufwändigen Betriebs einmal zur Debatte gestanden sei: «Man hat das eigentlich auf sich genommen, hat gewusst, was auf einem zukommt. Nicht, was wir nicht offen gewesen wären. Wir haben auch schon davon geredet, ob wir auswandern wollen. Auch solche Gedanken [hatten wir]. [...] Man hat gesagt, man muss eigentlich immer ein bisschen offen sein. Als wir 60 waren, haben wir die erste Ferienreise gemacht, haben uns gesagt, wir wollen auch noch etwas offen sein, nicht nur hier sein. Wir haben ja hier auch eine Ferienregion. Aber dann sind wir in Amerika gewesen, weil der Bruder meiner Frau dort wohnte.»

Inwiefern es bei Auswanderungsgedanken in erste Linie darum geht, die erwähnte Offenheit zu demonstrieren, bleibt dahingestellt. Wenn in den Interviews die Wohnorte der weggezogenen Kinder erwähnt werden, dann fällt auf, dass sie sich in den allermeisten Fällen im Kanton Uri oder angrenzenden Innerschweizer- bzw. Alpenkantonen befinden. Selbst Ziele von Ausflügen, die unternommen werden, bewegen sich häufig in diesem geographischen Rahmen.

Apropos Tourismus: Die Erinnerungen in Isenthal und Bristen an den Tourismus nach den 1950er Jahren sind in den Erzählungen sehr präsent. Wie heute hat bereits damals der Tourismus im Sommer das Dorf geprägt. Viele Familien vermieteten im Bed-and-Breakfast-Modus Zimmer im eigenen Haus an Gäste, die dann längere Zeit dort Ferien machten, den Kindern ihrer Gastfamilien Ausflüge – z.B. an den Urnersee – ermöglichten und ihnen damit eine willkommene Abwechslung zum Alltag schufen. Nicht selten seien daraus langjährige Beziehungen entstanden. Heute ist der Tourismus schnelllebiger und bietet nicht mehr so breiten Bevölkerungsgruppen ein Einkommen und langjährige Kontakte. Abgesehen von zwei Personen ist keine/r der Befragten noch in touristische Aktivitäten involviert. Man hat den Eindruck, dass sie der Anonymität des heutigen Tourismus wenig abgewinnen können.

7. Das Dorf leben und mitgestalten

Bei den Antworten auf die Frage, inwiefern sich die Interviewten in den öffentlichen Räumen des Dorfes aufgehalten und sich engagiert haben, kommt als wichtiges Element zum Vorschein, dass die Dorf-Öffentlichkeit bis weit ins 20. Jahrhundert stark geprägt war von einer klaren Trennung in eine

Sphäre für Männer und eine Sphäre für Frauen. Prägnantestes Merkmal war, dass Frauen sich nicht in den Restaurants aufhielten, die neben der Kirche die wichtigsten öffentlichen Räume waren. «Wenn damals eine Frau in die Kneipe ging, dann musste sie fürchten, sie werde als «Dorfwii» hingestellt, die nichts anderes zu tun hat als in die Beiz zu gehen.» (siehe auch Kapitel 4.2 «Räume der Begegnung») Inwiefern sich dieses ungeschriebene Gesetz bis heute auf das Verhalten der älteren Frauen in der Öffentlichkeit auswirkt, bleibt offen. Bei den Vereinen gibt es nach wie vor solche, die explizit geschlechterorientiert sind – insbesondere die Turnvereine und die karitativen Vereine (Müttervereine). Von den Musik- und Fasnachtsvereinen erhält man in den Interviews den Eindruck, dass sie sowohl geschlechter- als auch generationendurchmischt sind.

Fast alle Befragten erwähnen ein Engagement in einem Verein und vereinzelt auch in politischen Ämtern, und auch die Information, dass in der Elterngeneration der Familie ein Amt bekleidet worden sei, ist häufig. Man kann von einem hohen Engagement für die Gemeinschaft sprechen. Besonders ausgeprägt ist dies in Isenthal, wo aufgrund der geringen Bevölkerungszahl auch schon ein Amtszwang durchgesetzt werden musste. Ein Interviewter aus Isenthal beschreibt, dass dieser Personalmangel potenzielle junge ZuzügerInnen abschrecke: «Das ist bei vielen Jungen ein Punkt: Sie sagen `Wenn ich hier hinten baue [und wohne], dann wählen sie mich in den Gemeinderat und dann muss ich arbeiten.` Und so ist es. Wenn du hier hinten wohnst, bist du schnell auch in der [Gemeinde-]Arbeit drin. Die verteilt sich halt auf weniger Leute, und die, die ein bisschen die Fähigkeit haben, die müssen ran.»

Aus der weitverbreiteten und intensiven Auseinandersetzung mit dem Dorf in den Vereinen und Behörden lassen sich mehrere wichtige Elemente ableiten. Erstens liegt besonders bei der befragten Generation eine ausgeprägte Wir-Perspektive vor. Das Ich steht nicht nur in starkem Bezug zur Familie, sondern auch zum geographischen Umfeld, in dem es lebt. Zweitens sind die Prozedere und Mechanismen von Vereinen und Politik den meisten älteren Menschen gut vertraut. Sie kennen die Fragen, Probleme, Notwendigkeiten und den Aufwand, die sich aus gemeinsamen Aktivitäten und aus dem hiesigen politischen System ergeben.

Drittens kommt insbesondere in Bezug auf den Aufwand in mehreren Interviews zum Ausdruck, dass die Befragten sich mit fortschreitendem Alter aus der Pflicht nehmen und dies auch als «natürliche» Abfolge der Generationen betrachten. So sind zum Beispiel zeitlich begrenzte Engagements im Dorf für sie attraktiv, aber keine längerdauernden Verpflichtungen mehr. Ein Interviewter beschreibt beispielsweise, dass es nicht nur schwierig sei, Junge für die Gemeindebehörde zu finden, sondern dass auch ältere Personen sich nicht mehr zur Verfügung stellen mögen. Viele dieser Aufgaben, besonders das Geldauftreiben sei kompliziert. Einer der Befragten beschreibt die Zurückhaltung seiner AltersgenossInnen im öffentlichen Engagement wie folgt: «Sie [die Älteren] haben auch das Gefühl `Ich habe jetzt genug gearbeitet.` [...] Aber wenn man fragt `Hey, wir müssen diesen Wanderweg dort zurechtmachen`, dann bringt man die nötige Anzahl Leute schon noch zusammen. Dann kommen sie.» Dass schon früher die jüngere Generation an einem bestimmten Punkt «die Zügel in die Hand nehmen» musste, illustriert auch die Erzählung eines Interviewten aus Bristen, der die Modernisierung der Alp Etzli beschreibt, ein mehrere Jahre dauerndes Grossprojekt. «Der Umbruch war dann, als die Älteren gesagt haben: `Wir können das fast nicht mehr stemmen.»

8. Schicksalsschläge und Erfolge

Die meisten Interviewenden haben nicht explizit nach Schicksalsschlägen gefragt, weil solche «biographischen Erschütterungen» in den meisten Fällen von selber zur Sprache gebracht worden sind. Es ist auffällig, wieviele ältere Menschen als Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene mit dem Tod eines oder beider Elternteile, einer schwerwiegenden Krankheit oder Behinderung eines Familienmitglieds konfrontiert waren. Von den 21 befragten Personen erzählen 6, also fast ein Drittel, dass sie ein Elternteil früh verloren haben. Je älter sie sind, desto eher hatte dieser Tod massive Auswirkungen auf den Rest der Familie, weil eine Sozialversicherung wie z.B. die Witwer-

/Witwenrente noch nicht eingerichtet war. 3 Befragte erwähnen behinderte Familienmitglieder, deren Betreuung für den Alltag ebenfalls einschneidend war. 4 Befragte haben oder hatten im Alter pflegebedürftige EhepartnerInnen.

Zu den Schicksalsschlägen, die erwähnt und erzählt werden, gehören auch Naturkatastrophen. Auffällig ist dabei, dass Überschwemmungen und Lawinen vor allem in Bristen und Silenen erinnert werden. Zu Silenen erzählen die Personen, die heute im Altersheim Spannort wohnen von mehreren Murgängen und einem Lawinenniedergang. Die Ereignisse liegen allerdings alle längere Zeit zurück. Bristen war 1999 von Lawinen und 2005 von einem Hochwasser stark betroffen. Das Hochwasser von 2005 war nicht nur für einzelne Interviewte einschneidend, weil ihre Häuser geflutet wurden, sondern für das ganze Dorf, weil die Strasse nach Amsteg über Wochen gesperrt werden musste und damit die wichtigste Verbindung zur Aussenwelt blockiert war. Welchen Einfluss diese Situation auf die Dorfgemeinschaft hatte, beschreibt ein Interviewter etwas ausführlicher:

«Als die Strasse wegen Bauarbeiten gesperrt war, mussten wir die Autos in Amsteg parkieren und die Bahn nutzen²¹. Das hat schon auch funktioniert. Viele von uns gingen zu Fuss. Etwa in zehn Minuten war man unten in Amsteg und in einer Viertelstunde wieder oberhalb der Baustelle in der Gegenrichtung. Bis zu St. Anton nahmen die meisten das Velo, damit man noch etwas Zeit gewinnen konnte. Diese Zeit war prägend. Man hat viele Leute aus dem Dorf in der Bahn getroffen, oder ist zusammen gelaufen. [...] Ich habe viele Leute getroffen, die ich heute teilweise über mehrere Monate nie sehe. Es war irgendwie noch eine coole Zeit, weil man mehr Zeit für Gespräche hatte während des Fussmarsches. [...] Es war eine Erfahrung wert. Dass die Dauer begrenzt war, hat geholfen, diesen Umstand in Kauf zu nehmen.» Welchen Einfluss dieser Einschnitt auf das soziale Gefüge hatten, wird im Kapitel 4.4 «Netzwerke» ausgeführt.

In Isenthal wird von Einzelnen als Katastrophe das Schiffsuntergung 1949 an der Isleten erinnert, als fünf erwachsene Männer – viele davon Familienväter und Inhaber von Ämtern im Dorf – auf dem Urnersee tödlich verunglückten. Dies sei ein einschneidendes Ereignis gewesen für das Dorf. Nicht nur aufgrund der finanziellen und sozialen Not, die den betroffenen Familien dadurch entstand, sondern auch aufgrund des Verlusts von Engagement und Verantwortung in Gemeindeangelegenheiten.

Anders als Schicksalsschläge werden Erfolge weniger explizit formuliert und in den allermeisten Fällen schon gar nicht als solche deklariert. Dennoch ist in allen Erzählungen zu beobachten, dass es für die Befragten wichtig ist, die Errungenschaften und Leistungen ihres Lebens darzulegen, manchmal eher in Nebensätzen, also fast versteckt, manchmal etwas prominenter.

Eine eigene Form des Erfolgs ist die Selbstermächtigung, die vor allem Personen erbringen müssen, die als Kinder Ohnmachtssituationen erfahren haben wie beispielsweise beim Tod eines Elternteils. In vielen dieser Fälle ist es ein Erfolg, wenn die Stationen eines durchschnittlichen Lebens – Ausbildung, Berufstätigkeit, Familiengründung, evtl. Hausbau – gemeistert werden. Bei jenen Frauen, die keine Ausbildung absolvieren konnten oder sich gegen abwertende Haltungen in ihrem Umfeld durchsetzen mussten, spielt die Selbstermächtigung ebenfalls eine zentrale Rolle. Auch das Sich-Integrieren in ein Dorf als Zugezogene wird als eine persönliche Errungenschaft wahrgenommen und dargestellt.

Weiter ist auffällig, dass Projekte, die von der Dorfgemeinschaft oder einem Verein realisiert worden sind von den Interviewten so erzählt werden, dass sie sie, wenn man nachfragen würde, wohl ebenfalls in eine Erfolgsliste eintragen würden: Der Bau eines Sportplatzes oder anderer Dorf-Infrastrukturen beispielsweise, oder das Initiieren und Realisieren einer neuen Form von Dorfanlass.

Die bereits oben erwähnte Aussage eines der ältesten Interviewten «Mir hend immer gwärchet und gmacht» kann auch als Wunsch gedeutet werden, dass die Leistungen, das Engagement und die Errungenschaften seiner Generation anerkannt und gewürdigt werden.

²¹ Damit ist eine Installation gemeint, die entlang des Druckstollens des stillgelegten Kraftwerks Amsteg läuft und für Reparaturzwecke gebaut worden war. Der Druckstollen verbindet das Kraftwerk Amsteg und einen Ort ausserhalb Bristens.

4.2 Räume der Begegnung

Weil die Präsenz der älteren Menschen in der Dorfföfentlichkeit ein wichtiges Thema für uns ist, haben wir die Interviewten nach jenen Räumen im Dorf gefragt, wo Begegnungen stattfinden und wie sich diese Orte im Verlauf ihres Lebens verändert haben. Welche Rolle spielten und spielen sie im Dorfalltag? Gibt es saisonale Unterschiede? Werden manche Orte von Männern und Frauen oder von Älteren und Jüngeren unterschiedlich genutzt? Sind aussergewöhnliche Ereignisse damit verbunden? Gelten oder galten bestimmte Verhaltensregeln oder Tabus?

Dorfzentren und andere Begegnungsorte

Gefragt nach den Dorfzentren antworten viele Interviewte zurückhaltend. In Silenen wird das Zentrum meistens im Dörfli verortet, obwohl Schule und Kirche am anderen Ende des Dorfes stehen. In Amsteg sei es am ehesten dort, wo sich der Dorf-Beck befindet. In Bristen und Isenthal fungieren die Zonen, wo sich Schulhaus und Dorfladen befinden als Dorfzentren. Am ehesten werden also Dorfzentren dort verortet, wo sich Institutionen und Gebäude wie Schule, Kirche, Dorfladen oder Restaurants befinden. Das Fehlen einer Dorfmitte wird von einer Befragten aus Silenen explizit als Mangel beschrieben. In den untersuchten Dörfen sind öffentliche Räume, die zum Verweilen einladen und eine Aufenthaltsqualität für SeniorInnen bieten, kaum vorhanden; eine Piazza wie im Tessin fehlt. Dies lässt sich auch daran erkennen, dass von keinem/r Interviewten erwähnt wird, er oder sie setze sich regelmässig an einem öffentlichen Ort hin und beobachte das Geschehen dort. Wir gehen deshalb davon aus, dass in den Urner Bergdörfen ältere Personen in den öffentlichen Aussenräumen zwar bei alltäglichen Aktivitäten gesehen werden, nicht aber in der Rolle von Zuschauenden. Sich an einem öffentlichen Ort hinsetzen und darauf warten, dass jemand sich zu einem gesellt, scheint also keine gängige soziale Strategie bei der von uns befragten Generation zu sein. Eher werden Begegnungen individuell organisiert oder entstehen im Rahmen von Vereinsaktivitäten und Veranstaltungen.

Neben öffentlichen Aussenräumen sind öffentliche Innenräume wichtige potenzielle Begegnungsorte. Darunter fallen beispielsweise die Restaurants. Deren Anzahl ist in allen untersuchten Dörfen drastisch gesunken, und damit sind Möglichkeiten von Treffen in der Öfentlichkeit eingeschränkt worden. Allerdings ist zu erwähnen, dass es für Frauen früher verpönt war, ins Restaurant zu gehen, was eventuell bis heute nachwirkt und den Impuls von Frauen für einen Restaurantbesuch schmälert. Die Interviewten in Bristen und Isenthal erzählen allerdings auch, dass in einigen lokalen Restaurants (im «Alpenkiosk» in Bristen und im «Uri Rotstock» in Isenthal) nun Anlässe für die Dorfbevölkerung, insbesondere die ältere Dorfbevölkerung organisiert würden, wie beispielsweise Spielnachmittage mit vorangehendem Mittagessen. Diese Angebote bzw. Einladungen können eventuelle Hemmschwellen abbauen.

Öffentliche Innenräume werden in zahlreichen Interviews auch als zentrale Bedingung für die Aktivitäten von Vereinen erwähnt. Das sind zum einen die Restaurants, die vor allem für Jahresversammlungen und für das Zusammensitzen nach den gemeinsamen Unternehmungen wichtig sind. In Bristen beispielsweise ist das Restaurant «Wehrebrücke» zwar mehrheitlich geschlossen, öffnet aber an bestimmten Abenden, damit sich örtliche Vereine oder Interessengruppen treffen können. Zum anderen sind Räume in Schulhäusern, Mehrzweck- und Sporthallen unerlässlich, die für gemeinsames Turnen, für Musik- oder Theaterproben oder andere Aktivitäten genutzt werden können. Die 1976 erbaute Turnhalle und der Mehrzweckraum in Isenthal beispielsweise hätten viel zu einem aktiven Vereinsleben beigetragen, hören wir in den Interviews. Sie seien auch heute noch viel

genutzt. Wie ausgeprägt in früheren Jahrzehnten Vereinsaktivitäten als Plattformen für Begegnungen genutzt worden sind, illustriert die folgende Beschreibung zu Amsteg. Die Zuwanderung von Auswärtigen nach Amsteg im Zug des Baus von Zeughaus und Kraftwerk habe dazu geführt, dass das Vereinsleben im Dorf aufgeblüht sei. Die Zugezogenen hätten mehrere Vereine gegründet, unter anderem, um mit den Einheimischen in Kontakt zu kommen.

Auch heute noch erfüllen die Vereine den Zweck, sich organisiert begegnen zu können und stärken damit die Dorfgemeinschaften und den Zusammenhalt. Verglichen mit der Bevölkerungszahl ist die Anzahl der Vereine in den untersuchten Dörfern hoch, insbesondere in Isenthal und Bristen. Ihre Anzahl geht jedoch langsam zurück und mehrere Interviewte äussern Bedenken, dass sich die Mitgliederzahlen halten und sich weiterhin genügend Freiwillige für die Vorstandsarbeit finden lassen.

Weitere öffentliche Begegnungsorte, die von den Befragten erwähnt werden, sind Dorfläden und Bankfilialen, Gemeindeganzleien und der öffentliche Verkehr (Bus). «Früher hat man sich auch mal im Bus getroffen und über das Neueste im Dorf- und Weltgeschehen ausgetauscht.» Alle diese Orte haben in den vergangenen Jahrzehnten teilweise starke Veränderungen erfahren. Die Zahl der Dorfläden ist gesunken. In Silenen und Amsteg decken gemäss Aussagen der Interviewten viele EinwohnerInnen ihren Grundversorgungsbedarf in Erstfeld, in den beiden Seitentalgemeinden sind die verbliebenen Läden heute genossenschaftlich organisiert und können knapp überleben. Im Unterschied zu früher bieten mehrere der verbliebenen Läden allerdings auch Lieferservice der Einkäufe an und verfügen über eine Café-Ecke, womit der Rückgang der Restaurants teilweise kompensiert wird. Dies lässt zumindest die folgende Aussage vermuten: «Wenn ich Leute sehen will, gehe ich zum Beck und trinke einen Kaffee.» Was die Bankgeschäfte betrifft, werden diese heute nur noch selten an einem Schalter abgewickelt. Von den vormals vier Filialen der Raiffeisenbank in den untersuchten Dörfern, wird heute noch eine in Silenen betrieben. Der Bus hat vermutlich in Amsteg und Silenen dank dem Viertelstundentakt noch am ehesten den Charakter eines Begegnungsorts erhalten können. In Bristen und Isenthal – vermuten wir – hat er starke Konkurrenz vom Individualverkehr. Gemäss Aussagen der Interviewten werden viele ältere Personen aus diesen beiden Dörfern von Angehörigen oder Nachbarn gefahren oder sie bestellen auch mal den SRK-Fahrdienst, wenn sie nicht mehr selber das Auto benutzen können.

Aus den in den Interviews beschriebenen Entwicklungen entsteht der Eindruck, dass die Frequenz von spontanen Begegnungen in den öffentlichen Zonen der Bergdörfer während den vergangenen Jahrzehnten abgenommen hat. Einige Befragte beschreiben sogar, dass sie sich heute manchmal aktiv dafür entscheiden, den weniger bequemen Weg zu gehen, um eine Begegnung herbeizurufen – Postauto anstatt Privatauto, Einkaufen gehen anstatt sich die bestellte Ware nach Hause liefern lassen.

Begegnungsanlässe

Neben den Zonen haben sich auch die Anlässe für Begegnungen in den letzten Jahrzehnten stark verändert. Alle Befragten schildern, dass früher viele Begegnungen im Dorf mit kirchlichen Anlässen in Zusammenhang gestanden sind. Besonders die wöchentliche Messe am Sonntag hat den Dorfalltag zeitlich klar strukturiert. Während die Frauen nach dem Kirchgang üblicherweise rasch nach Hause gingen, trafen sich die Männer zuerst auf dem Kirchplatz, später in den Restaurants. Wichtige Informationen wurden hier ausgetauscht, teilweise auch Geschäfte abgeschlossen, und selbst Versammlungen von dörflichen Institutionen abgehalten.

Nach wie vor sind spezielle kirchliche Feiertage wie der weisse Sonntag oder die Firmung gut besucht, der wöchentliche Kirchgang hat allerdings überall drastisch an Relevanz verloren und entsprechend

gering sind die sonntäglichen Besucherzahlen heutzutage. Mit diesem Bedeutungsverlust der Kirche ist die frühere zeitliche Struktur des Dorfalltags verloren gegangen. Inwiefern die früher in den Kirchen vermittelten Werte an Relevanz eingebüsst haben, bleibt hier dahingestellt.

Erwähnenswert ist allerdings, dass beim Vergleich der Dörfer der Eindruck entsteht, dass in Bristen das kirchliche Leben in Form der alten Rituale momentan am lebendigsten ist. Mehrere Interviewte berichten von kirchlichen Anlässen wie beispielsweise Prozessionen, die von der Bevölkerung mitgetragen werden. Besonders aktiv scheinen dabei die Frauen zu sein. «Am Donnerstagmorgen ist Rosenkranz oder am Freitag Messe, da gehen vielleicht 6 oder 7 Frauen und die gehen dann miteinander einen Kaffee trinken im Alpenblick.»

Bereits in früheren Jahrzehnten und heute erst recht, bieten weltliche Feste wichtige Gelegenheiten für Begegnungen im Dorf. Während die Kilbis früher eigentliche Volksfeste waren und auch dorfübergreifend funktionierten, hat heute die Fasnacht mit den Maskenbällen diesen Platz eingenommen. Anlässe von Vereinen wie beispielsweise Musik- oder Theaterabende spielen nach wie vor eine grosse Rolle im Jahresverlauf. Daneben sind neue Formen von Anlässen entstanden, wie zum Beispiel der Handwerkermarkt und die Ausstellungen der Kulturkommission in Isenthal. Auch kleinere Anlässe wie die erwähnten Spielnachmittage, die von den Alters-, Kultur- und Tourismuskommissionen organisiert werden, sind wichtige Möglichkeiten von älteren Personen, sich im Dorf zu zeigen und anderen zu begegnen.

Kinder und Jugendliche

Kinder und Jugendliche trafen sich früher vor allem in der Schule oder bereits auf dem Schulweg. Von den Interviewten in Isenthal werden die Mittagessen an der Schule erwähnt, die von praktisch allen Kindern genutzt worden seien. Nach dem Essen hätten sich die Kinder im Dorfzentrum «ausgetobt». Ob es einen solchen Mittagstisch auch in den anderen Dörfern gab, haben wir nicht in Erfahrung gebracht. Bezeichnend ist jedenfalls, dass Isenthal vor kurzem wieder Tagesstrukturen an der Schule eingeführt hat, um den Eltern das auswärtige Arbeiten zu ermöglichen.

Nach der Schule waren für die junge Generation der Schulhaus- oder der Sportplatz (in Isenthal, Bristen und Silenen [Amsteg?]) Begegnungs- und Spielzone, ab und an auch der Wald oder ein Bach. Die Treffpunkte ausserhalb des Dorfes waren vor allem Orte, die abseits der Kontrolle von Erwachsenen lagen. Dort konnten Dinge ausprobiert werden, von denen man nicht wollte, dass sie gesehen werden, wie beispielsweise das Nielenrauchen.

Eine Interviewte aus Bristen beschreibt, dass die Kirche, die unmittelbar neben dem Schulhaus steht, für sie als Kind ein wichtiger Spielort war: «In der Kirche haben wir Beichten gespielt, die Puppen getauft, geheiratet und alles Mögliche gemacht. [...] Später sind die Kinder nicht mehr zum Spielen in die Kirche gegangen. Ich habe mir oft überlegt, ob ich die Kinder in der Kirche hätte spielen lassen. Ich weiss es nicht.» Die Friedhöfe hingegen waren und sind bis heute für Kinder und Jugendliche eine Zone, die sie kaum zum Spielen nutzen. Von einem eigentlichen Tabu kann allerdings nicht gesprochen werden, und bemerkenswerterweise erinnert sich keine der befragten Personen an explizit verbotene Zonen. Vorstellbar ist höchstens, dass Gebiete, die akut von Naturgefahren bedroht waren, nicht betreten werden durften.

Ihre Freizeit als Kinder verbrachten einige Befragte bei benachbarten Bauern, mehrere erinnern sich an Freizeit und Spiel im Quartier. Wie bereits im Kapitel 4.1 «Biografie» erwähnt, war jedoch freie Zeit zum Spielen nicht an der Tagesordnung, und geführte Freizeitaktivitäten für Kinder und Jugendliche kamen erst später im breiten Stil auf. In Isenthal beispielsweise erzählen die Befragten von der

Jugendgruppe, die in den 1980er Jahren gegründet wurde. Sie veranstaltete ein Sommerlager für die Dorfjugend und regelmässige Aktivitäten an den Wochenenden. Auch Sportvereine werden mehrfach erwähnt, allerdings vor allem solche im Urner Talboden. Neben Turnvereinen werden in den beiden Bergdörfern vor allem Skiclubs erwähnt, wobei der Skiclub in Isenthal mit dem eigenen Skilift auf Gitschenen in der Lage ist, lokale Skirennen zu veranstalten. Heute scheint regelmässige sportliche Betätigung unter Kinder und Jugendlichen verbreiteter zu sein als früher, und dabei ist es dank Individualverkehr und Fahrbereitschaft der Eltern auch möglich, Angebote ausserhalb des Dorfes zu nutzen.

Winter und Sommer: Saisonale Schwankungen

Während die öffentlichen Innenräume witterungsunabhängig sind, verändern sich die Aussenräume markant im Verlauf der Jahreszeiten. Wärme und Kälte, Regen und Sonnenschein beeinflussen den Aufenthalt im Freien entscheidend mit. Generell verlegt sich das öffentliche Leben zwischen Herbst und Frühling nach innen, wobei Kilbi und Fasnacht der letzte und erste Anlass sind, an denen man sich noch oder wieder draussen begegnen kann. Auch wenn die Anzahl Begegnungen in den öffentlichen Aussenräumen tendenziell zurückgegangen ist in den letzten Jahrzehnten, und man sich andere Arten von Begegnungen organisieren muss, birgt der Winter doch die Gefahr, dass soziale Kontakte gerade für ältere Personen zu einer Mangelware werden. Einige Interviewte erwähnen beispielsweise, dass ihnen die fehlende Sonne im Winter seit der Pensionierung eher auffalle als vorher, als sie noch im Berufsleben eingespannt waren. Eine Person, die nach Bristen zugezogen ist, beschreibt, dass sie einige Jahre gebraucht habe, bis sie sich daran gewöhnt habe, dass ihr Haus mehrere Monate nicht von der Sonne beschienen werde.

Aus Isenthal hören wir, dass der Skilift auf Gitschenen ein wichtiger sozialer Winter-Treffpunkt für das Dorf sei. Dass die Anlage es Eltern ermögliche, sich beim Ski-Restaurant zu treffen und gleichzeitig ihre Kinder beim Fahren zu sehen, mache sie zu einem idealen Begegnungsort. In den 1960er Jahren erbaut, ist der Skilift heute genossenschaftlich organisiert und lebt von Freiwilligenarbeit. In den anderen Dörfern fehlt ein solches Angebot im Winter. Mehr noch, die Lawinengefahr in Bristen macht den Winter zu einer Jahreszeit, in der stets auch die Gefahr lauert, selbst wenn die Schneemengen in den letzten Jahrzehnten erkennbar weniger geworden seien.

Zum Schluss dieses Kapitels möchten wir festgehalten, dass alle Befragten auf unterschiedliche Arten zum Ausdruck bringen, dass es für die Lebensqualität in einem Dorf entscheidend ist, Orte und Anlässe ausserhalb des eigenen Hauses zu haben, um andere, auch fremde Menschen spontan zu treffen. Deutliches Zeichen für dieses Bedürfnis nach Begegnung ist beispielsweise, dass niemand anmerkt, er oder sie wäre lieber öfter allein (siehe Kapitel 4.4 «Netzwerke»). Die Erinnerungen an das Eingebundensein in eine Gemeinschaft – eine Erfahrung, die sich bei solchen Begegnungen unbewusst einstellt – werden fast ausschliesslich mit positiven Emotionen beschrieben. Dass die Intensität der sozialen Kontrolle im Verlauf der letzten Jahrzehnte abgenommen hat, mag dazu beitragen, dass solche Begegnungen in der Dorf-Öffentlichkeit heute tendenziell mit weniger Strenge einhergehen (siehe Kapitel 4.4 «Netzwerke»).

Damit ältere Personen Begegnungs-Erfahrungen im Dorf machen können, ist ihre physische Beweglichkeit eine wichtige Voraussetzung. Im nächsten Kapitel steht deshalb die Mobilität im Zentrum.

4.3 Mobilität

Dass die Veränderungen in der Mobilität während den vergangenen Jahrzehnten ein wichtiger Treiber der Veränderungen im Dorfalltag gewesen sind, ist in den Interviews deutlich zum Ausdruck gekommen. Wir haben bei unseren Fragen verschiedene Arten von Fortbewegung im Visier gehabt und zu allen Arten Informationen erhalten.

Körperliche Mobilität und Langsamverkehr

Die von uns Befragten – selbst viele im hohen Alter (80 Jahre und mehr) – sind generell in auffallend guter körperlicher Verfassung, wenn nicht vor kurzem oder längerem ein Unfall oder eine Krankheit ihre körperlichen Fähigkeiten eingeschränkt hat. Alle erzählen, dass sie in ihrer Kindheit und Jugend mehrheitlich zu Fuss unterwegs gewesen sind, und dies über lange Distanzen. Sie sind zu Fuss zur Schule, an den Wochenenden gelegentlich «z'Bärg» oder auf die Alp gegangen. Auch Fussmärsche zur Arbeit werden beschrieben. Die Sprengstofffabrik an der Isleten beispielsweise war der erste Arbeitgeber ausserhalb von Isenthal. Die Arbeiter seien jeden Tag zu Fuss dorthin gelaufen, wobei ein Weg ca. eine Stunde gedauert habe. Auch Schulwege von dieser Dauer waren keine Seltenheit, und die Frauen hätten die Einkäufe vom Dorfladen nach Hause getragen.

Auch wenn diese Art des Unterwegs-seins von einigen Befragten in der Erinnerung als mühselig beschrieben wird («Das kann man sich heute nicht mehr vorstellen.»), so ist zu Fuss gehen für viele im Alter die Fortbewegungsart der Wahl, sofern es die körperlichen Voraussetzungen zulassen. Nach wie vor wird die engere Umgebung gerne zu Fuss erkundet. Ziel von Spaziergängen, Fussmärschen oder Wanderungen sind beispielsweise Kapellen, andere Weiler im Dorf, Orte mit Aussicht und Aufenthaltsqualität (z.B. mit Sitzgelegenheit) oder Orte für Alltags erledigungen. In der Regel spaziert oder geht man gerne in genügender Distanz zum Strassenverkehr.

Mit zunehmenden Einschränkungen der körperlichen Kräfte werden Kriterien wie die Entfernung zwischen Ziel und Bushaltestelle, lange andauernde Steigungen auf dem Fussweg oder instabiler Bodenbelag als Hindernisse wahrgenommen, um beispielsweise selbstständig die Arztpraxis zu erreichen oder an einer Gemeindeversammlung teilzunehmen.

Neben dem Fussmarsch war früher ab dem Jugendalter das Fahrrad ein verbreitetes Fortbewegungsmittel. Intensiv eingesetzt wurde es offenbar besonders auf befestigten Strassen mit wenig Steigung wie im Urner Talboden. So erzählen beispielsweise die Interviewten, die heute im Altersheim in Erstfeld wohnen, dass sie während Jahrzehnten für ihre Arbeitswege zwischen Silenen und anderen Dörfern das Fahrrad einsetzten. Aber auch Personen aus Bristen und Isenthal erzählen von Fahrten nach Flüelen oder Altdorf, teilweise sogar im Winter. Dorfinterne Strassen wie zum Beispiel jene vom Dorf Isenthal ins Grosstal waren wahrscheinlich lange nicht ausgebaut und daher ungeeignet für die damaligen Fahrräder. Heute nutzen anscheinend einige ältere Personen in den beiden Bergdörfern E-Bikes für Alltagsverrichtungen im Dorf oder auch für sportliche Betätigung. Mofas werden eher selten erwähnt, waren und sind aber wohl besonders unter Jugendlichen ein beliebtes Verkehrsmittel.

Mobilität mit dem eigenen Auto

Heute sind Autostrassen in den untersuchten Dörfern dominant. Besonders für Silenen und Amsteg an der Gotthardstrecke waren sie früher noch ausgeprägter als heute die wirtschaftliche Lebensader, und in den Dörfern der Seitentäler ermöglichten sie das Pendeln und somit die wirtschaftliche Existenz

jener Familien, die nicht von der Landwirtschaft lebten. Den Führerschein zu erwerben, war anscheinend schon in jungen Jahren üblich, selbst wenn es noch lange dauerte, bis man sich ein eigenes Auto anschaffen konnte. Der grosse Vorteil des Autos ist, dass es grosse Distanzen schrumpfen lässt. So argumentieren viele Befragte aus den beiden Seitentälern, sie würden ja gar nicht so abgelegenen wohnen. In wenigen Minuten seien sie auf der Autobahn (in Amsteg/Silenen) oder in Altdorf. Entsprechend wichtig für sie ist auch das Angebot an (Gratis)Parkplätzen an den Zielorten. Bevor der motorisierte Verkehr individuell wurde, war der Personentransport noch weitgehend kollektiv. In Bristen beispielsweise, wird von den Befragten erzählt, boten mehrere Grossfirmen (Bonetti, Dätwyler ...) Busse an, die die Angestellten zur Arbeit ins Tal beförderten. Auch das Gasthaus Alpenblick habe über einen Bus verfügt. Solche Arten von «öffentlichem Verkehr» haben zu Zeiten, als erst wenige Haushalte ein eigenes wohl auch die Möglichkeit geschaffen, in der Freizeit zu speziellen Anlässen in andere Dörfer und wieder zurückzugelangen. Zudem hätten Einzelpersonen Transportgeschäfte für diverse Nachfragen ausgeführt, zum Beispiel Müllabfuhr, Lieferdienste, Viehhandel, Fahrdienste ins Hotel Maderanertal.

Heute besitzen praktisch alle Haushalte mindestens ein Auto, und für viele Alltagserledigungen ist es das Fortbewegungsmittel Nummer 1 geworden, auch für SeniorInnen: «Seit ein paar Jahren gibt es auch Leute, die in Rente sind, schon lange Auto fahren und das Auto noch haben. [...] Früher hat es das nicht gegeben, Rentner, die Auto fahren konnten. Als sie alt waren, haben sie das Fahren nicht mehr gelernt, [...] aber heute gibt es so viele Pensionierte, die ein Auto haben und fahren können.»

Tatsächlich fällt auf, dass von den ältesten Interviewten – jene, die im Altersheim in Erstfeld wohnen – mehrere nie ein Auto besessen haben. Bei den Interviewten, die wir zuhause befragt haben, hingegen fast alle.

Die Angebote des öffentlichen Verkehrs werden durch die vielen Autofahrten konkurrenziert, ebenso die Dorfläden. Der Individualverkehr schafft zwar persönliche Freiräume, schränkt jedoch zufällige Begegnungsmöglichkeiten im Dorf ein. Diese beiden Begleiterscheinungen werden von einigen Befragten zwar durchaus erwähnt, die Vorteile des Autos scheinen aber so stark zu sein, dass diese Folgen in Kauf genommen werden.

Öffentlicher Verkehr

Aus unseren Befragungen ziehen wir den Schluss, dass öffentlicher Verkehr einen klaren und durchgängigen Rhythmus braucht, damit er attraktiv ist. Der Viertelstundentakt der Busverbindungen von und nach Silenen und Amsteg und der vor kurzem eingeführte Stundentakt der Postautoverbindung von und nach Isenthal wird von allen Interviewten sehr geschätzt, selbst wenn sie das Angebot selbst nur selten nutzen. Es ist zu vermuten, dass regelmässige öV-Verbindungen neben den praktischen Vorteilen auch als Aussage über die Relevanz eines Ortes wahrgenommen werden, was beispielsweise im Tourismus eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Die Bus- und Postautoverbindungen in die beiden Seitentäler werden gemäss Aussagen der Interviewten heute vorwiegend von SchülerInnen und TouristInnen genutzt. Interessanterweise wird angemerkt, dass die Busse früher, als sie weniger oft fuhren, eher Begegnungsorte waren als heute. Es trafen sich mehr Menschen im selben Bus.

Tatsächlich scheint der öffentliche Verkehr für Personen im höheren Alter aber eine wichtige alternative Fortbewegungsmöglichkeit zu sein, wenn sie beim Autofahren unsicher werden und nur noch kurze Strecken fahren möchten oder wenn sie keine Angehörigen oder Nachbarn haben, die sie zu auswärtigen Aktivitäten hinfahren oder mitnehmen. Auch jüngere Interviewte berichten von Situationen, in denen sie froh waren, um die Busverbindung, selbst wenn sie sonst fast ausschliesslich das Auto benutzen. Dabei handelt es sich vor allem um Phasen, in denen sie infolge von Unfall oder

Krankheit nicht Autofahren durften. Der öffentliche Verkehr ist also eine wichtige Stütze für solche Situationen.

Die Bahn spielt in den Erzählungen der Interviewten nur als Fernverkehrsmittel oder als Arbeitgeber eine Rolle. Selbst der ehemalige Bahnhof in Silenen wird wenig erwähnt. Allerdings kommt vereinzelt das GA zur Sprache und wird quasi als «Ticket zur Freiheit» beschrieben, das den InhaberInnen einfaches, selbständiges Erkunden neuer Gegenden ermöglicht.

Ein weiteres öffentliches Transportmittel, das für die BewohnerInnen in abgelegenen Weilern wie Gitschenen, zentral und wichtiger Bestandteil des Alltags ist, sind die Seilbahnen²². Sie transportieren Personen und Waren, und dank der vergleichsweise langen Wartezeiten waren und sind Tal- und Bergstationen soziale Treffpunkte.

Zusammenfassend ist auf die Vielfalt an Fortbewegungs- und Transportmittel hinzuweisen, die im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte zugenommen hat. Dabei haben sich die Beliebtheit dieser Mittel eindeutig verschoben, das Auto ist der grosse Gewinner. Die ältere Generation profitiert nach unserer Einschätzung bis heute davon, dass sie sich in ihrer Kindheit hauptsächlich zu Fuss fortbewegt hat. Es ist allerdings nicht ganz klar, inwiefern ihr dieser Vorteil bewusst ist, denn die Erleichterungen, die das Auto in ihren Alltag gebracht hat, wiegen schwer.

4.4 Netzwerke/Gemeinschaft

Eine Face-to-face-Gesellschaft und ihre Funktionsweise

Eine Untersuchung im Kanton Uri muss stets bedenken, dass sie in einem Umfeld stattfindet, das als Face-to-face-Gesellschaft funktioniert. Das Hauptmerkmal einer solchen Gesellschaft ist, dass sie eine verhältnismässig kleine Zahl von Mitgliedern hat, und dass «man sich kennt». Selbst vom Hauptort Altdorf, wo mittlerweile mehr als 10'000 Personen leben, erzählen langjährige BewohnerInnen, dass sie bei einem Gang durch die Stadt von jeder zweiten Person den Namen wissen. In einem Dorf wie Amsteg, Bristen, Isenthal oder Silenen ist diese «soziale Dichte» noch viel ausgeprägter. Die Wege sind kurz, der Grad an Anonymität ist gering, die Privatsphäre ständig «bedroht» durch die vielen Informationen, die die Menschen übereinander haben. Während im Vergleich zu einer Stadt verhältnismässig vielen Kontakten, die die Mitglieder einer solchen Gesellschaft im Alltag miteinander haben, werden diese Informationen ausgetauscht und damit auch der soziale Status jeder und jedes Einzelnen verhandelt.

Zur hohen Kommunikationsdichte kommt hinzu, dass viele Mitglieder einer face-to-face-Gesellschaft miteinander wirtschaftlich verbunden sind. Das zeigt sich beispielsweise daran, dass ein Dorfladen nur existieren kann, wenn möglichst viele EinwohnerInnen dort ihre Einkäufe tätigen. Lokale Firmen sind auf lokale KundInnen angewiesen. In einer Grossstadt hingegen ist der Einzugskreis eines Geschäfts ungleich grösser und niemand muss sich dafür verantwortlich fühlen, ob es überlebt oder nicht. Die wirtschaftlichen Verknüpfungen in einem Dorf wie den von uns untersuchten wird in Uri noch zusätzlich verstärkt durch den hohen Anteil an kollektivem Eigentum – der Korporation Ursern gehören über 70 Prozent der Flächen im unteren Kantonsteil, und zahlreiche Genossenschaften verwalten gemeinsames Gut wie beispielsweise die Wasserversorgung in Silenen, die Golzern Seilbahn in Bristen, den Skilift in Isenthal, die meisten Alpgebiete und mehr. Neben der wirtschaftlichen Einheit

²² Wie wichtig Seilbahnen bei der Erschliessung abgelegener Weiler in Uri waren und immer noch sind, illustriert folgende Publikation: Michel Roth, Romed Aschwanden (Hg.): Singende Seile. Die Seilbahnlandschaft des Urner Schächentals, Altdorf 2023, S.179-185.

des Haushalts existieren also nicht wenige Bereiche, wo ein beträchtlicher Teil der DorfbewohnerInnen miteinander geschäftet und somit in gegenseitiger Abhängigkeit steht.

Mitglieder einer face-to-face-Gesellschaft stehen vor der Herausforderung, ihre Privatsphäre und Intimität zu schützen, ohne sich zu isolieren. Dies kommt prägnant zum Ausdruck in einem Interview, wo die befragte Person erzählt, dass individuelle oder familiäre Krisen oft so lange wie möglich verschwiegen werden: «Wenn du ein Problem hast, eine Scheidung oder so, dann kommt es meist erst raus, wenn es dann wirklich soweit ist. Davor bleibt es im Verborgenen. Das erleben meine Frau und ich [oft]. Wir hören viele solcher Geschichten von Leuten. Bei uns wissen die Leute, dass es nicht weiter geht [weitererzählt wird].» Ein anderes Beispiel ist eine Person aus Silenen, die erläutert, weshalb sie nach der Eröffnung des Gesundheitszentrums im Grund nach wie vor in Altdorf zum Arzt geht. Einerseits sei Altdorf gut erreichbar, andererseits: «Wenn ich jetzt gerade so spreche, dann hat es noch einen weiteren Aspekt: Wenn du in dieses Gesundheitszentrum gehst, dann sitzt du im Wartezimmer und alle, die hineinkommen kennst du und sie sagen: «Hey bist du nicht bei guter Gesundheit?»»

Wenn die Diskretion auf der einen Seite ein rares Gut ist in Dörfern wie den von uns untersuchten, dann ist die Stärke des sozialen Netzes auf der anderen Seite ein solides Gut. Keine der von uns interviewten Personen vermittelt den Eindruck, vereinsamt zu sein und sich darum zu sorgen, in Notfällen auf sich alleingestellt zu bleiben. Dieser hohe Grad an Eingebundenheit hat auch mit dem Verfahren zu tun, in dem die Interviewten ausgewählt worden sind. Ihre Namen wurden uns von Schlüsselpersonen und GemeindevertreterInnen mitgeteilt, was bedeutet, dass sie im Dorf bekannt und vernetzt sind. Ausserdem sind alle bei relativ guter Gesundheit und somit körperlich in der Lage, am sozialen Geschehen teilzunehmen. Dass es vereinzelt auch Personen gibt, die zurückgezogen oder gar isoliert leben, kommt in einigen Gesprächen zur Sprache, u.a. wenn erwähnt wird, dass es Situationen gibt, in denen eine Todesanzeige von der Gemeindekanzlei aufgegeben werden muss. Dann wird stets auch betont, dass solche Leute Kontakte im Dorf bewusst vermieden hätten. Im folgenden Zitat wird deutlich, dass eine solche Art von gewählter Anonymität in einer face-to-face-Gesellschaft nicht geschätzt wird: «Es gibt zwei Sorten Leute: Die einen kommen zum Wohnen und haben sofort Kontakt mit den Nachbarn, sie gehen vielleicht in einen Verein oder so. Und dann gibt es die anderen, die sich komplett zurückziehen, die sieht man in keinem Verein. Für das Vereins- und Dorfleben ist eigentlich der Grossteil derer, die zuziehen, nicht die richtigen, sie machen selten aktiv mit.» Es scheint zu den ungeschriebenen Gesetzen einer face-to-face-Gesellschaft zu gehören, dass es ein gewisses Niveau von sozialer Beteiligung braucht, damit sie ihre Funktionsweise aufrechterhalten kann.

Der allgemeine Eindruck aus den Interviews ist, dass die älteren Menschen in Amsteg, Bristen, Isenthal und Silenen sogar ins Dorfleben einbezogen sind, wenn sie keine Verwandtschaft vor Ort haben. Wir vermuten, dass es sich bei den meisten um Personen handelt, die schon länger hier wohnen und entsprechende soziale Kontakte aufgebaut haben.

Was die Textur der sozialen Beziehungen anbelangt, so kommt in den Interviews zum Ausdruck, dass im Verlauf der vergangenen Jahrzehnte einige Veränderungen stattgefunden haben, die von den Interviewten ambivalent erlebt und bewertet werden. Zusammenfassen lassen sie sich unter dem Stichwort Individualisierung. Der gestiegene materielle Wohlstand, breitere Bildungschancen und die erhöhte Mobilität haben dazu geführt, dass in allen sozialen Schichten Kinder heute unabhängiger von ihren Eltern ein eigenes Leben aufbauen können. Die familieninternen Abhängigkeiten haben sich gelockert. Dasselbe gilt auch für die wirtschaftlichen Verflechtungen innerhalb des Dorfes. Auch wenn sie nach wie vor existieren, gibt es heute deutlich mehr erreichbare Einkaufsmöglichkeiten als früher, und auch andere Dienstleistungen können von ausserhalb des Dorfes bezogen werden. In einem Interview wird detailliert auf den Punkt gebracht, dass diese Spielräume durchaus genutzt und auch geschätzt werden. Die befragte Person erzählt vom Lieferwagen eines lokalen Lebensmittelgeschäfts, der bis in die 1990er Jahre in die Quartiere gefahren sei und Waren verkauft habe. Auf die Frage, ob sie diesen Dienst vermisse, antwortet sie dezidiert mit «Nein.» Es sei für sie sehr wichtig, selbst mit

dem Auto einkaufen gehen zu können. «Sonst hätte ich fast den Druck, ich müsse dort einkaufen gehen, weil er sonst nicht mehr kommt. Denn man möchte ja sowas unterstützen. Ich will auch die Bäckerei hinten [im Dorf] unterstützen, aber ich gehe nicht täglich auf die Strasse. [...] Wenn ich einkaufen gehe, dann mache ich dies auf ein Mal. Die Bäckerei hat nur morgens offen und dann muss ich schauen, dass ich am Morgen einkaufen gehe. Dann bin ich zeitlich schon ein bisschen eingeschränkter. [...] Danach muss ich aber trotzdem nach Erstfeld fahren, um die restlichen Einkäufe zu tätigen. Daher überlege ich mir bereits [zu Beginn] ob ich jetzt noch nach hinten zur Bäckerei fahren [...]. Ich muss ehrlich sagen, dass der Laden von mir nicht reich wird. Ich finde es aber gut, dass es die Bäckerei gibt und gerade so wichtig, dass die Läden in Erstfeld auch bleiben.»

Dass die grösseren individuellen Spielräume nicht nur in Bezug auf Ausbildung, Wohnort und Einkaufsmöglichkeiten genutzt werden, sondern auch in Bezug auf die Freizeitgestaltung und das Engagement im Dorf wird vom Grossteil der Interviewten betont und mit einer gewissen Besorgnis beschrieben. Die Bereitschaft der Menschen, sich im eigenen Umfeld verbindlich zu engagieren, sinke und gefährde damit den Zusammenhalt in den Dörfern. Am deutlichsten trete das bei den Vereinen und Gemeindebehörden zutage. Sie hätten Mühe, Vorstands- bzw. Rats- und Kommissionsmitglieder zu finden.

Bezeichnenderweise formuliert niemand der Befragten die Erwartung, dass die gewonnenen individuellen Freiheiten wieder aufgegeben werden sollen zugunsten der Gemeinschaft. Niemand sagt also, es sei früher besser gewesen. Vielmehr kommt eine gewisse Ratlosigkeit zum Ausdruck, wie man Individualität und soziales Verantwortungsgefühl kombinieren kann. Zum Beispiel im folgenden Ausschnitt: «Ich sage jeweils, ich möchte einfach gesund sterben. Eher nicht ins Altersheim. Aber die Erwartung, dass die Jungen zu mir schauen müssen, habe ich nicht, das wäre mir nicht recht. Deshalb denke ich, dass ich fit bleibe und dann irgendwann [...] Ich fände es schrecklich, das Altersheim. [...] Man kann nicht sagen, die Jungen sollen schauen. Es sollte Möglichkeiten geben im Dorf, zueinander zu schauen.» «Und was müsste man machen? Wer müsste die Initiative ergreifen und welche?» «Die jungen Leute, die hier wohnen.» Obwohl man also die Jungen nicht verpflichtet will, sich um die Älteren zu kümmern, lässt sich nicht verleugnen, dass die Älteren auf Unterstützung angewiesen sind. Der Spielraum, um dieses Dilemma zu lösen, scheint klein zu sein. Die Vor- und Nachteile der Individualisierung treten hier sehr deutlich zutage.

Netzwerke mit unterschiedlichen Intensitäten: Familie/Nachbarschaft, Dorf, Region, Überregionales

Wie bereits im Kapitel 4.1 «Biografie» erwähnt, ist die Familie in den allermeisten Erzählungen der primäre soziale Bezugsrahmen. Ergänzend zum oben Beschriebenen, soll hier noch ausgeführt werden, dass die Familie in vielen Fällen auch eine zentrale Funktion hat, wenn es um das Wohnen geht. Abgesehen von den fünf Personen, die im Altersheim Spannort leben, wohnen alle Befragten in einem Haus, das sie entweder selbst gekauft/gebaut oder von den Eltern übernommen haben. In fast allen Fällen wohnen Familienangehörige im gleichen Haus oder in einem Nachbarhaus oder man hat beim Bau oder Umbau des Hauses in Betracht gezogen, dass es weitervererbt wird. Häuser sind also zentrale Objekte in den familiären Beziehungen. Das erklärt auch ein Stück weit der von allen geäusserte Wunsch, so lange wie möglich «zu Hause» zu bleiben. Das eigene Haus ist unter anderem dank den familiären Bezugspunkten positiv konnotiert.

Häuser und auch Land, das im Eigentum einer Familie ist, haben eine generationenverbindende Funktion, die sich auf das ganze Dorf auswirkt. Das kommt im folgenden Zitat zum Ausdruck: «Die Jungen bleiben natürlich eher, wenn sie die Möglichkeit haben zu bauen. Hier zu bauen ist auch billiger als im Unterland. Gut, man hat dann den Transport für das ganze Baumaterial. Aber teilweise haben sie den Bauplatz kostenlos von ihren Eltern bekommen, die Land hatten, das zu Bauland gemacht wurde. Dazu kommt die Zusammenarbeit am Abend, wo noch 5-6 Handwerker (Freunde, Nachbarn: Anmerkung von I.H.) auf der Baustelle waren, die bis 8 oder 9 Uhr gearbeitet haben. Daher konnten die jungen Leute billig bauen.»

In einem anderen Interview wird hervorgehoben, dass in abwanderungsbetroffenen Dörfern die Tendenz besteht, dass zu wenig in die Bausubstanz, also in die Häuser investiert wird. "Ich merke bei vielen Älteren, dass sie nicht recht wissen, was sie mit ihrem Haus machen sollen. Viele Junge wollen gar nicht mehr zurückkommen [um darin zu wohnen]. Es ist ein bisschen die Frage, was nun damit passiert." Die Befürchtung ist da, dass die Gebäude an Auswärtige veräussert werden, die sie dann als Ferienwohnungen nutzen und dadurch keine Steuern zahlen. Amsteg und Isenthal scheinen davon stärker betroffen zu sein als Silenen und Bristen. In Bristen haben wir eher Darstellungen gehört wie die Folgende: «In Golzern zum Beispiel ist es sehr schwer ein Ferienhäuschen zu kaufen, das ist wie ein 6er im Lotto. Das gibt es fast nicht, weil das einfach unter der Verwandtschaft fortgeht. Es gab mal 2-3 solche Häuschen, bei denen keine Nachkommen da waren, und sie wurden an Fremde verkauft. Aber dort handelt es sich um Preise, die wir Einheimischen nicht zahlen können.»

So stark Häuser die Generationen aneinanderbinden, so deutlich kommen in einigen Interviews auch die Grenzen des familiären Wohnens zur Sprache. Besonders detailliert in der folgenden Sequenz: «Ich finde das [Wohnen in zwei separaten Häusern] eine gute Sache. Sie [die Familie des Sohnes] haben ein Haus, wir sind hier [in diesem Haus]. Jede [Partei] kann machen, wie sie will. Wir können die Haustüre schliessen [...]. Ich finde so etwas [ein solches Arrangement] – wenn die Möglichkeit besteht – viel besser als ein Zweifamilienhaus [...] Es ist nicht so, dass sie nie hochkommen oder wir nie unten sind, aber normalerweise ist der Wohnbereich strikte getrennt, und das finde ich eine Superlösung. [...] Jede Frau hat ihre Waschmaschine und ihr Ding und kann [sich so organisieren, wie es ihr passt]. [...] Es ginge wohl an manchen Orten besser, wenn man so eine Möglichkeit hätte. Klar, es gibt nicht überall eine solche Möglichkeit, aber wenn es möglich ist,» Offensichtlich birgt das nahe Wohnen neben der Sicherheit des sozialen Netzes auch die Gefahr von Konflikten zwischen den Generationen wegen zu grosser Nähe. Gut möglich allerdings, dass diese Gefahr zwischen Schwiegertochter/Schwiegermutter bzw. zwischen Schwiegersohn/Schwiegervater tendenziell grösser ist als zwischen Tochter und Mutter bzw. zwischen Sohn und Vater.

Es ist im Allgemeinen ein ernsthaftes Bemühen, um gute Beziehungen zu den Nachkommen wahrzunehmen. Zum Beispiel wenn die Befragten betonen, dass sie ihren Kindern unbedingt die freie Berufswahl ermöglichen wollten oder wenn Engagements in der Betreuung der Enkel erwähnt werden. Dass heute die familieninternen Abhängigkeiten weniger stark ausgeprägt sind als früher, führt dazu, dass die Stabilität dieser Beziehungen vermehrt auf Zuneigung beruht anstelle von Pflichtgefühl oder finanzieller Abhängigkeiten. Mehrfach formulieren die Befragten, dass sie im Alter ihren Kindern nicht zur Last fallen wollen. Dass diese Haltung eine Frage der Generation ist, dass in dieser Beziehung also ein deutlicher Wandel stattgefunden hat, artikuliert besonders explizit eine der jüngsten Personen, die wir interviewt haben. Ihre Schwiegermutter wohnt neben ihr in einem etwas abgelegenen Bereich des Dorfes: «Also, wenn mein Mann und ich nicht mehr Autofahren, werden wir nicht mehr hier wohnen. Meine Schwiegermutter – der Schwiegervater ist schon lange gestorben – konnte nie Autofahren. Sie ist also immer darauf angewiesen gewesen, dass sie entweder selbst runter [zur Hauptstrasse] und hochgelaufen ist oder dass wir oder irgendjemand – zum Beispiel mein Schwager und meine Schwägerin – sie fährt. Aber das ist eine andere Generation. Ich will nicht, dass ich immer wieder meine Kinder fragen muss, «Könntest du mir...?» und «Würdest du mir...?», «Würdest du mir einkaufen?» und so. Dann wohne ich nicht mehr hier. Aber für sie [die Schwiegermutter] ist es selbstverständlich, dass wir das machen. Es ist eine andere Generation und die haben das Denken halt so.» Auch hier: Das Verhältnis der Generationen wird mit zunehmender Gebrechlichkeit der Älteren auf die Probe gestellt.

Auf die Frage, wer involviert würde in einem Notfall, werden neben den eigenen Kindern in fast allen Fällen die Nachbarn erwähnt, obwohl die Nachbarschaft sonst meist keine wichtige Funktion einnimmt in den Erzählungen. Als aussenstehende Person erhält man überdies den Eindruck, die Nachbarschaft werde angesichts der teilweise weit verstreuten Häuser weit gefasst, sie kann also mitunter den ganzen Weiler umfassen. Besonders wichtig scheint Nachbarschaft für ältere Personen zu sein, die im

Dorf keine Verwandten haben. Teilweise übernehmen Nachbarn in Absprache mit den Nachkommen einfache Kontrollfunktionen und achten beispielsweise darauf, ob die Fensterläden regelmässig geöffnet werden oder nicht. Ein Interviewter, der ohne Angehörige im Dorf wohnt formuliert prägnant: «Zum Glück habe ich einen guten Nachbarn, der mir hilft, wenn ich es brauche. [...] Er wäre meine erste Anlaufstelle, wenn ich merke, dass an irgendeinem Ort etwas nicht stimmt.»

Wenn die Befragten erzählen, wie wenig sie als Kinder Weiler übergreifend gespielt haben, entsteht der Eindruck, dass die Nachbarschaft um die Mitte des 20. Jahrhunderts die zentrale Bezugsgrösse war, noch vor dem Dorf. Ob das wirklich so war, oder ob dieser Eindruck der Kinderperspektive geschuldet ist, können wir nicht feststellen. Aus den Gesprächen, die wir geführt haben, spricht jedenfalls, dass das Dorf heute wichtiger ist als die Nachbarschaft. Der Fokus auf das Dorf war ja zwar der Fokus unserer Fragen und mag diese Betonung noch begünstigt haben, aber in Anbetracht der vielen Aktivitäten im Dorf, die die Befragten schildern, und auch in Anbetracht des emotionalen Engagements, das sie dabei an den Tag legen, scheint es tatsächlich so zu sein, dass das Dorf heute der wichtigere Bezugsrahmen ist als die Nachbarschaft.

Für die Beziehung zum Dorf scheinen die Vereine, Genossenschaften und Institutionen wie die Kirche oder die politische Gemeinde eine äusserst wichtige Rolle zu spielen. Man erhält auch den Eindruck, dass eine breite Palette an Betätigungsmöglichkeiten attraktiv ist. Mehrere Personen sind in verschiedenen Vereinen aktiv, begegnen also den anderen EinwohnerInnen in unterschiedlichen Konstellationen. Einige erzählen auch, dass sie zwar Mitgliedschaftsbeiträge in Vereinen zahlen, aber nicht mehr an den regelmässigen Aktivitäten teilnehmen.

Ein besonderes Phänomen sind die Dörfer als Schicksalsgemeinschaften, was in Bristen angesichts der oben erwähnten Naturkatastrophen eine besonders ausgeprägte Erfahrung zu sein scheint. Mehrere Interviewte beschreiben, dass in einer solchen Situation die gegenseitige Hilfsbereitschaft beeindruckend sei. «Ja, in so einem Moment ist es [der Zusammenhalt] schon wichtig. Ansonsten hat man seine Meinungsverschiedenheiten. Das ist überall so. Aber in solchen Sachen haben wir schon zusammengehalten, das muss man, das geht gar nicht anders.» Die gegenseitige Solidarität sei im ersten Moment der Krise sehr gross, flache danach aber auch wieder ab. «Man sollte schon meinen, dass solche Ereignisse die Dorfgemeinschaft stärken. Das stimmt nur bedingt. Beim Hochwasser 2005 war die Nachbarschaftshilfe zuerst gross. Aber jeder hat sein Haus sowie Hab und Gut anders versichert. Das führte zu Unmut bei den Einheimischen.» Offenbar beinhalten Schicksalsgemeinschaften neben den verbindenden Kräften auch trennende Elemente, die dann aufgrund der hohen Dichte stärker ins Gewicht fallen als bei anonymen Gemeinschaften.

4.5 Gesundheit / Betreuungssituation

Wie im Anfangskapitel dieses Berichts erwähnt, ist eine umfassend verstandene Gesundheit der zentrale Aspekt von gutem Altern. Nachdem wir in den vorangegangenen Kapiteln die sozialen und räumlichen Aspekte von Gesundheit besprochen haben, kommt hier die für ältere Personen tendenziell besonders wichtige medizinische Versorgung und die Betreuungssituation zur Sprache. Wie hat sich das medizinische Angebot in den untersuchten Dörfern verändert? Wie war und ist man in Notfällen organisiert? Was brauchen SeniorInnen heute, um sich gesund und sicher zu fühlen?

Die medizinische Versorgung war früher in den beiden Gemeinden durch Hausärzte abgedeckt, die ein bis zweimal die Woche in die Dörfer kamen und Kranke zuhause besuchten oder in einem dafür hergerichteten Raum (in einem Restaurant oder im Schulhaus) empfangen. Niemand konnte «mal schnell» zum Arzt wenn etwas war. Während der Schwangerschaft waren die meisten Frauen vom Hausarzt betreut. Rund um die Geburt waren die Hebammen zentral, welche meistens in den Dörfern selbst wohnten. Sie wurden für Hausgeburten konsultiert und oft auch in anderen medizinischen Notfällen. Offenbar wurden die Hebammen von den Hausärzten in medizinischen Belangen angewiesen.

Wie prekär sich diese Versorgungssituation in abgelegenen Weilern auswirkte, verdeutlichen die Aussagen eines Interviewten, der in Golzern (Bristen) aufgewachsen ist: «In Golzern oben im Winter, wenn Lawinengefahr war, so dass wir nirgends hin gehen konnten, mussten wir beten, dass niemand krank wird, weder im Stall noch im Haus. Bei Geburten und ähnlichem ist es natürlich extrem gewesen. Sie haben teilweise unter miesen Verhältnissen stattgefunden. Wir haben [im Dorf] zwar schon eine eigene Hebamme gehabt, sie hat nicht weit von der Seilbahnstation gewohnt und hat uns alle auf die Welt gebracht, zuhause. Sie war schon gut, aber sie konnte ja auch nicht kommen, wenn Lawinengefahr war. Die Leute mussten selbst schauen, wie sie zurechtkamen. [...] Ich kann mich noch an einen älteren Mann erinnern, der zuhause Korbwaren hergestellt hat. Er hat sich mit dem Messer in den Oberschenkel geschnitten und sehr stark geblutet. Er hat das Bluten nicht stoppen können und hat schlussendlich selbst angefangen zu nähen.» In Fällen, wo der Hausarzt einen Ort aufgrund von Naturgefahren längere Zeit nicht erreichen konnte, sei es beispielsweise vorgekommen, dass ein Beinbruch schief zusammengewachsen sei und die verletzte Person dann ein Leben lang gehinkt habe.

Es fehlte vielerorts allerdings nicht nur medizinisch ausgebildetes Personal, sondern auch eine Krankenversicherung. Zu den gesundheitlichen Folgen eines Unfalls oder einer Krankheit kamen also die finanziellen noch dazu, was sie für eine Familie doppelt gefährlich machte. Eine Person aus Bristen erzählt: «Bei vielen [Familien] war es so, dass die Frau eine Krankenkasse hatte, der Mann aber keine, weil die Wahrscheinlichkeit grösser war, dass die Frau krank wird – während den Geburten beispielsweise. Ich habe noch die Zeit gekannt, als manche Männer keine Krankenkasse hatten. Deswegen hat jeder geschaut, sich selber zu helfen. Dann haben wir natürlich mit Kräutern und so probiert, wir haben alles Mögliche gemacht, natürlich auch, wie muss ich sagen, Selbstheilung, weisst du. Mit Meditation und solchen Dingen hat man sich dann schon oft zu helfen versucht. Nun, das kennt man heute auch noch. Mein Onkel war zum Beispiel einer, der viel so gearbeitet hat. Er hat vielen Leuten helfen können.» Wissen über Hausmittel sei zum Beispiel auch innerhalb der Mütter- und Frauengemeinschaften weitergegeben worden.

In Bristen hat man versucht, die medizinische Versorgung zu verbessern, indem man einen lokalen Krankenpflegeverein gründete. Dieser stellte eine Krankenschwester an, die im Dorf wohnen musste. Sie habe einfache medizinische Versorgungsvorgänge vorgenommen und sei vom Hausarzt angewiesen gewesen. Auch den finanziellen Risiken von Unfällen und Krankheiten sei man mit diesem Verein begegnet: «Da war man Mitglied und hat einen Beitrag bezahlt. Ob das gereicht hat, sie [die angestellte Krankenschwester] zu entlönnen, weiss ich nicht. Vielleicht hat die Gemeinde auch etwas daran gezahlt, das weiss ich nicht...»

Erwähnt wird auch, dass ab den 1970er Jahren auf Anordnung des Kantons immer mehr prophylaktische Untersuchungen in den Schulklassen durchgeführt worden seien und man unter anderem angefangen habe, das richtige Zähneputzen im Unterricht zu thematisieren. Ein ehemaliger Lehrer erinnert sich, dass zu Beginn den Eltern und Kindern noch ganz grundlegendes Wissen über Hygiene vermittelt werden müssen.

Rückblickend beurteilen einige Interviewte die damalige medizinische Versorgung klar als mangelhaft, besonders solche, die kranke Angehörige haben oder hatten und aufgrund ihres Wohnorts besonders viel Zeit mit Arztbesuchen im Urner Talboden oder sogar in anderen Kantonen auf sich nehmen mussten. Die Zunahme der Spitalgeburten wird von ihnen beispielsweise als Fortschritt gewertet. Andere Befragte finden, die damalige medizinische Betreuung sei ausreichend gewesen oder habe gegenüber heute sogar den Vorteil gehabt, dass der Arzt regelmässig ins Dorf gekommen sei.

Heute gibt es in Amsteg und Silenen eine hausärztliche Versorgung. Die neue Gemeinschaftsarztpraxis im Grund wird gemäss Aussagen von Interviewten (noch) nicht gut genutzt. Als Ursache werden die öV-Anbindung bzw. der Weg von der Bushaltestelle bis zur Praxis (ab Bushaltestelle rund 5-10 min. je

nach körperlicher Mobilität) oder die fehlende Anonymität genannt. Weitere Hausarztpraxen gibt es in mehreren Gemeinden, eine Apotheke hat es in Altdorf und die regelmässigen Busverbindungen vereinfachen die Besuche.

Für Notfälle kommt bei einer Interviewten der Notfalknopf des SRK Uri zum Einsatz. Meist sind die Nachbarn in ein Notfall-Auffangnetz involviert, insbesondere bei den kinderlosen Interviewten. Generell wird eine gute Nachbarschaft als wichtig angesehen. «Es haben drei Personen einen Schlüssel für den Notfall.» Ansonsten ist das Handy ein ständiger Begleiter, um für Sicherheit unterwegs zu sorgen.

Alle Interviewten betonen, dass die Altenpflege oder Behindertenbetreuung früher innerfamiliär gelöst worden sei. Die Spitex ist eine neue Erscheinung. Meist waren es die Frauen (Töchter, Schwiegertöchter), die diese Aufgabe übernahmen und bis zum Tod der Familienmitglieder für deren Betreuung und Pflege zuständig waren, oft neben der Arbeit mit den eigenen Kindern und im eigenen Haushalt. Musste man jemanden in ein Heim geben, so kam der Impuls dazu oft von aussen, zum Beispiel vom Spital, das dazu riet, einen kranken betagten Angehörigen nicht zuhause zu pflegen, weil dies die Familie zu sehr belasten würde.

Was ihr eigenes Älterwerden anbelangt, teilen die Interviewten den Wunsch, so lange wie möglich selbstständig in der aktuellen Wohnsituation zu bleiben. Dazu gibt es Vorbilder: «Es gibt auch noch einzelne Männer und Frauen, die wirklich dableiben, zuhause wohnen, bis es nicht mehr geht. Sie bleiben teilweise richtig lange. Zwei meiner Onkel beispielsweise sind ledig, und sie haben noch einen eigenen Haushalt. Der eine ist 91, der andere 88, und sie machen den Haushalt immer noch selbstständig. Sie waschen und kochen, machen alles selbst.»

Auch heute wird noch sehr Vieles an Betreuung und auch ein Teil der Pflege im Alter innerfamiliär gelöst. Doch wie bereits im Kapitel 4.4 «Netzwerke» erwähnt, wollen viele alte Menschen nicht mehr wie früher den Angehörigen «zur Last fallen». Wohl auch deshalb genießt die Spitex Uri einen ausgezeichneten Ruf. Ihre Mitarbeitenden werden von allen Interviewten sehr geschätzt und gelobt. Einzig, dass die Pflegefachpersonen wechseln und es so etwas schwierig wird, eine gute zwischenmenschliche Beziehung aufzubauen, wird vereinzelt kritisch angemerkt.

Sobald der Pflegeaufwand zu hoch und die körperliche Verfassung zu schlecht ist, um noch selbstständig zu wohnen, kommt der Gedanke in ein Heim zu gehen. Für betreute Wohnformen seien die Gemeinden zu klein, meinen insbesondere Interviewte aus den Seitentälern. Und die Zwischenstation in einer Alterswohnung wird zwar also Option gesehen, jedoch nur von wenigen und wenn dann eher im Urner Talboden und im Hauptort Altdorf in Betracht gezogen.

Das Altersheim wird als letzter Wohnort, als Endstation angesehen. «Ins Heim ginge ich, wenn ich nicht mehr gehen kann oder es im Kopf nicht mehr stimmt.» Welches der neun Altersheime es schlussendlich sein wird, scheint nicht so wichtig zu sein. Die Urner Altersheime werden von niemandem schlecht geredet, viele Interviewte sehen auch positive Aspekte, wie beispielsweise neue Begegnungsmöglichkeiten. Von einigen Interviewten werden die Wartefristen in den Heimen als Problem genannt. Wenn man es verpasse, sich früh genug anzumelden, könne es vorkommen, dass die Familie dann länger betreuen müsse als angenehm für sie sei. In solchen und anderen Aussagen fällt auf, dass das Wissen über die Angebote der Altersheime lückenhaft ist.

Zum Schluss dieses Kapitels stellen wir die bemerkenswerte Beobachtung zur Diskussion, dass mehrere Interviewte sich mit einem gewissen Stolz über ihre Gesundheit äussern, zum Beispiel mit der Aussage «In Bristen ist man Gesund.» oder «Ich habe 50 Jahre keinen Arzt gesehen. Abgesehen von einem Schnupfen ab und an war ich immer gesund.» Solche Aussagen können unterschiedliche Hintergründe haben: Man will keine Schwäche zeigen und sich abgrenzen von jenen, die mit Gebrechen konfrontiert sind. Man wendet Selbstaffirmationen an, wie man es gelernt hat in einem Umfeld, das aus heutiger Sicht medizinisch unterversorgt war. Oder man unterstreicht damit das Bewusstsein, dass man in einer

der Gesundheit zuträglichen Umgebung wohnt mit geringerer Luftverschmutzung und schwächerer Umweltbelastung als anderswo.

4.6 Informationsbeschaffung

Wenn eingangs erwähnt wurde, dass die Befragten alle in einer analogen Welt aufgewachsen sind, dann muss als weiteres wichtiges Kennzeichen dieser vergangenen Welt die im Vergleich zu heute komplett andere Art der Informationsbeschaffung erwähnt werden. Analoge Informationsübermittlung – insbesondere auch offizieller Informationen – bedeutete damals in nicht wenigen Fällen das Überbringen von Nachrichten von Angesicht zu Angesicht. Nach der sonntäglichen Messe am Stammtisch beispielsweise, bei einer Vereins- oder Gemeindeversammlung oder per Fussmarsch von Tür zu Tür. Letzteres illustriert die folgende Aussage eines Interviewten aus Bristen: «Golzern hat zwei Telefonapparate gehabt, und wenn ein Anruf kam, ist man natürlich weit gelaufen, um das Telefon abzunehmen.» Die Zeit, als Telefone noch eine Besonderheit waren, erinnern auch die Personen, die früher in Silenen und heute im Altersheim Spannort wohnen. Sie erwähnen, welche Familien als erste ein Telefon oder einen Fernseher hatten. Solche Geräte waren dann Treffpunkte – bei speziellen Anlässen mitunter für das ganze Dorf. Später übernahmen die Restaurants diese Funktion.

Die analoge Form des Informationsaustausches ist nicht verschwunden, beschränkt sich heute allerdings fast ausschliesslich auf den informellen Bereich. Offizielle Mitteilungen – zum Beispiel der Gemeinde – werden auf Papier oder digital verteilt (was im Übrigen sehr geschätzt wird). Aus den Interviews entsteht ausserdem der Eindruck, dass sich die Häufigkeit von «Mund-zu-Ohr-Informationen» wegen seltenerer oder weniger regelmässigen physischen Treffen verringert hat. Nach wie vor bieten aber Bus, Seilbahn, Dorfläden und andere Geschäfte, Gasthäuser oder Anlässe Möglichkeiten für solche Gespräche. Es ist zu vermuten, dass heute in den von uns untersuchten Dörfern nicht-offizielle Informationen über die EinwohnerInnen vor allem bei Vereinstreffen ausgetauscht werden.

Die beiden Zeitungen Urner Wochenblatt und Urner Zeitung waren und sind für die Befragten wichtige Informationsquellen. Nur vereinzelt werden in den Interviews überregionale Zeitungen wie die NZZ erwähnt. Wir vermuten, dass Informationen über das Weltgeschehen vor allem via Fernsehen und Radio aufgenommen werden. Wie intensiv oder systematisch sie von den Interviewten nachgefragt werden, bleibt offen.

Eine der besonders wichtigen Fragen des Leitfadens bezieht sich auf das Verhältnis der älteren Generation zu den digitalen und sozialen Medien. Abgesehen von den ältesten Befragten, die im Altersheim Spannort wohnen, nutzen alle ein Mobiltelefon. «Es hat natürlich heute selbst von den Älteren jeder oder fast jeder ein Natel im Sack.» Die von uns Befragten sind auch involviert in Chats, sowohl innerhalb der Familien als auch in Vereinen oder anderen Gruppen, die zum Beispiel gemeinsam einen Anlass organisieren («Es gibt Chats für alles Mögliche»).

Digitale Medien werden von ihnen zur Informationsbeschaffung, Unterhaltung, Eingebunden sein in die Gemeinschaft, Freizeitorganisation in Gemeinschaft oder zur Alarmierung im Notfall (Notfallknopf) genutzt. Der digitale Zugang ist also vielseitig und erscheint in den Gesprächen relativ entspannt. Klagen darüber, dass man sich ausgeschlossen fühle, werden kaum geäussert, aber das Tempo der Entwicklung wird als Herausforderung beschrieben: «Dann ist da die Elektronik. Das haben wir früher ja überhaupt nicht gekannt und davon sind wir jetzt überfordert. Wir kommen fast nicht mehr mit.» Ausserdem entsteht aufgrund der Aussage eines Befragten, der mit seiner Frau wohnt, die Vermutung, dass bei Paaren ein Teil sich erlauben kann, die ständige Verfügbarkeit zu reduzieren, denn der familieninterne Informationsfluss beispielsweise ist trotzdem gewährleistet: «Ich bin nicht unbedingt

einer, der angewiesen ist auf das Handy. Ich sage 'Mein Handy liegt ab und zu irgendwo', ich muss nicht immer erreichbar sein. Und wenn jemand will, findet er mich sicher.» Bei jenen Personen, die allein wohnen, scheinen Fernseher und Internet prägender und wichtiger zu sein.

Der Umgang mit den Geräten ist entweder über Anleitung von Angehörigen, anderen Personen oder selbst erlernt. Aus jenen Interviews, wo die Nutzung von digitalen Informationen ausführlicher diskutiert wurde, entsteht der Eindruck, dass die Gefahren dieser Medien – zum Beispiel Betrugsversuche oder Fake News – den Befragten bewusst sind. Wie gut allerdings ihre Kompetenzen im Umgang damit sind, ist schwer abzuschätzen. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist die Aussage einer Person, dass man sich heute dank der für alle verfügbaren Informationen besser eine eigene Meinung bilden könne und man nicht mehr so angewiesen sei auf gebildete Leute im Dorf, wie es früher beispielsweise der Pfarrer war, der deshalb auch einen enormen Einfluss hatte.

Digitale Möglichkeiten für persönliche Notfälle scheinen noch kaum verbreitet. Der sogenannte Notrufknopf, der am Handgelenk befestigt ist und im Fall einer Betätigung bei programmierten Telefonnummern einen Anruf auslöst, wird beispielsweise nur von einer alleinlebenden Person genutzt.

4.7 Zukunft

Wir haben den Interviewten zum Schluss der Gespräche die Frage gestellt, welche Wünsche sie für ihre persönliche Zukunft und für die Zukunft des Dorfes haben.

Persönliche Perspektive

Die Interviewten schildern ihre Zukunft im hohen Alter unterschiedlich. Der Wunsch nach einem neuen Umfeld kennenzulernen und deshalb in den Urner Talboden zu ziehen, ist bei Interviewten vorherrschend, die heute bereits ein wichtiges Beziehungsnetz dort pflegen. Die meisten sehen ihre Zukunft im Dorf selbst und hoffen, dass sie weiterhin aktiv im Verein oder bei Gemeinschaftsaktivitäten mitwirken können. Dass ihre Gesundheit es erlaubt, weiterhin Ski zu fahren, Musik zu machen oder wandern zu gehen. Generell ist gesund zu bleiben ein verbreiteter Zukunftswunsch. Gleichzeitig geben die meisten Befragten gezielt Aufgaben wie Vereinstätigkeiten oder politische Ämter auf bzw. möchten diese an die jüngere Generation übergeben. Es ist also eine Ambivalenz zu spüren zwischen dem Wunsch, in der Dorfgemeinschaft integriert zu bleiben und sich gleichzeitig aus Verpflichtungen zu lösen, um mehr frei verfügbare Zeit zu haben und dem Leistungsdruck zu entkommen.

Was passiert mit dem Familieneigentum im Dorf? Wer übernimmt dieses? Diese Frage treibt mehrere Interviewte um, sofern das Erbe noch nicht geregelt ist. Oft wird ein Elternhaus an die Kinder vererbt und von diesen als Ferienhaus genutzt, was der Dorfgemeinschaft in Form von kalten Betten wenig bringt. Und doch scheint dies in den Augen vieler Interviewter die bessere Lösung zu sein, als wenn diese Häuser als Ferienwohnungen von Auswärtigen genutzt werden.

Gemeinsam ist allen Befragten, dass sie so lange wie möglich in ihrem Zuhause bleiben und dabei ihre Angehörigen nicht belasten wollen. Die Vorstellung, sobald ein selbstständiges Leben zuhause nicht mehr möglich ist, in den Urner Talboden (meist nach Altdorf) zu ziehen, haben viele und sie ist unbelastet. Bei wenigen Interviewten sind finanzielle Sorgen im Vordergrund, wenn es um die Frage nach einer Alterswohnung im Talboden geht. Für die Mehrheit ist jedoch klar, dass sie erst aus den eigenen vier Wänden ausziehen, wenn es wirklich nicht mehr allein geht und der direkte Schritt ins Altersheim ansteht.

Perspektive für das Dorf

Alle Interviewten aus Bristen und Isenthal äussern den klaren Wunsch, ihr Dorf möge weiterbestehen, was als Hinweis auf die prekäre Situation der beiden Bergdörfer gelesen werden kann. Allerdings werden in Bristen deutlich mehr positive Anzeichen für einen solchen Fortbestand genannt als in Isenthal.

Als wichtigste Voraussetzung für eine solide Zukunft eines Dorfes wird der Zuzug von Familien genannt, weil das den Fortbestand der Schule sichert. Dazu – so eine mehrfach geäusserte Einschätzung – brauche es günstigen Wohnraum und günstiges Bauland. Ein Problem scheint diesbezüglich zu sein, dass viele Häuser als Ferienhäuser im Familienbesitz bleiben und der Wohnungsmarkt deshalb sehr klein ist.

Weiter wird der Wunsch geäussert, die jungen Erwachsenen mögen nicht abwandern und das Vereinsleben für eine aktive Dorfgemeinschaft erhalten helfen. Sorgen bereitet den Befragten offensichtlich auch der nach wie vor andauernde Abbau der Grundversorgung. Man gewinnt den Eindruck, dass nun «der Talboden erreicht sei» und weitere Schliessungen die Lebensqualität des Dorfes empfindlich einschränken würden.

Bei allen Interviewten hören wir, dass es die nächste Generation braucht, um das Funktionieren der Dörfer und Gemeinden weiterhin zu gewährleisten – unter anderem durch das Übernehmen von politischen und gemeinschaftlichen Ämtern und Arbeiten.

Die meisten Interviewten fühlen sich nicht mehr im gleichen Mass in der Verantwortung, wie früher. Ein Dorf hat dann Zukunftsaussichten, wenn die Jugend sich engagiert. Eine Befragte formuliert dazu den prägnanten Satz: «Die Jugend ist die Zukunft und wir sind einer untergehenden Sonne gleich.»

5 Bedürfnisse und Empfehlungen

Aus den Auswertungen zu den verschiedenen Themen leiten wir Bedürfnisse ab, welche wir in den Aussagen der Interviewten wahrgenommen haben. Diese dienen uns als Basis für die nachfolgend aufgeführten Empfehlungen.

Biografie

Die Interviewten haben ein starkes Bedürfnis, ihre eigene Geschichte, die Geschichte und Kultur ihres Dorfes an die nachfolgenden Generationen weiterzugeben. In den Gruppeninterviews ist deutlich geworden, dass es für sie besonders anregend ist, die ortsspezifische Geschichte in einer Gruppe von Menschen mit ähnlichem Hintergrund und kultureller Prägung zu teilen: Das Austauschen gemeinsamer Erinnerungen führt zu lebhaften Gesprächen und ist für ZuhörerInnen sehr interessant. Ganz allgemein sind solche Erinnerungen oft eng mit bestimmten geographischen Räumen und Ritualen verbunden, was deren Bedeutung unterstreicht.

Ein weiteres wichtiges Bedürfnis der Befragten ist, dass die Leistungen, welche sie für das Dorf und die Gemeinschaft erbracht haben, wertgeschätzt werden. Sie möchten anerkannt und gesehen werden – nicht zuletzt auch von Seiten des Kantons – für ihren Beitrag zum Bestehen, zur Entwicklung und zum Zusammenhalt eines Ortes.

So fällt in den Gesprächen generell die grosse Erzählfreude vieler älterer Menschen auf. Sie möchten ihre Erfahrungen und Geschichten teilen, und haben auch die Zeit dafür. Um dieses Bedürfnis zu nähren, ist es wichtig, ihnen zuzuhören und gezielte Fragen zu stellen. So wird ihre Erzählung angeregt und kann sich entfalten. Aus den Gesprächen ergibt sich auch die Erkenntnis, dass die aktive Kontaktaufnahme zentral ist: Auf ältere Menschen zugehen und zuhören ist entscheidend. So signalisiert das Gegenüber, dass es diesem Austausch Bedeutung und Gewicht zuschreibt. Besonders wertvoll und gewünscht sind intergenerative Begegnungen, bei denen jüngere und ältere Menschen in einen Dialog treten und gegenseitig voneinander profitieren und lernen können.

Räume der Begegnung

Aus den Interviews spricht ein starkes Bedürfnis, bestehende Infrastrukturen und Räume der Begegnung zu erhalten. Früher war der Gang zur Bank, zur Post oder in den Dorfladen nicht nur das Erledigen eines Tagesgeschäfts, sondern auch eine Gelegenheit, andere Menschen zu treffen und ins Gespräch zu kommen. Da viele dieser Einrichtungen heute nicht mehr oder nur noch eingeschränkt vorhanden sind, stellt sich die Frage, ob neue Ziele oder Treffpunkte geschaffen werden können, um spontane Begegnungen im Alltag weiterhin oder wieder zu ermöglichen.

Wir stellen aufgrund unserer Beobachtungen die Hypothese auf, dass Menschen im Alter immer noch gerne spielen und deshalb gemeinsame und spielerische Aktivitäten²³ sehr gewünscht sind (in Ergänzung zum Jassen). Auch das Bedürfnis nach Sonne und nach einem angenehmen Aufenthalt im Freien ist wahrnehmbar, weshalb Sitzgelegenheiten und Plätze mit hoher Aufenthaltsqualität²⁴ wichtig

²³ Aktivität kann von einem animierten Angebot bis zu einer öffentlichen, einladenden und kostenfreien zugänglichen Infrastruktur sein.

²⁴ Aufenthaltsqualität wird im architektonischen Auswertungsbericht des studioser näherer beschrieben.

sind, nicht nur für die BewohnerInnen selbst, sondern auch für TouristInnen. Gleichzeitig finden Entspannung und Erholung oft in Innenräumen und in den eigenen vier Wänden statt.

Ein weiteres Thema, das in den Interviews wenig thematisiert, aber durchaus Potential für Begegnungen hat, ist die Gartenpflege. Fast alle Interviewten betreiben einen eigenen Garten, den sie schon ein Leben lang pflegen. Wir stellen die Hypothese auf, dass der Austausch über Erfahrungen zur Gartenarbeit anregend ist und ein guter Ausgangspunkt für weitere Gespräche sein kann.

Mobilität

In Kontakt mit der Welt zu bleiben und ihren Alltag eigenständig bewältigen zu können, ist ein weiteres Bedürfnis, welches sich in den Gesprächen mit älteren Menschen zeigte. Dabei spielt die Fähigkeit, sich selbstständig und unabhängig zu bewegen, eine zentrale Rolle. Hindernisfreiheit sowohl im öffentlichen Raum als auch bei Dienstleistungen ist entscheidend, um Mobilität und Unabhängigkeit zu gewährleisten. Auch im eigenen Haus und in der direkten Umgebung möchten ältere Menschen lieber keine Barrieren überwinden müssen, wobei sie bestehende Hindernisse oft als gegeben hinnehmen. Wir fragen uns, wie gross hier das Potenzial ist, wenn ältere Menschen noch klarer erkennen, welche Möglichkeiten sie haben, ihre räumliche Situation aktiv umzugestalten.

Ein weiteres Bedürfnis ist der Zugang zu öffentlichen Verkehrsmitteln, um regelmässig aus dem Dorf herauszukommen – beispielsweise durch einen stündlichen Takt. Ein öffentliches Verkehrsangebot ist auch für den Notfall, bspw. bei unfall- oder krankheitsbedingter, oder bei altersbedingter Fahruntauglichkeit wichtig, für eine schnelle, zuverlässige und eigenständige Versorgung. Körperliche Bewegung und insbesondere das Zufussgehen spielen ebenfalls eine zentrale Rolle im Alltag: Viele ältere Menschen möchten nicht nur aus funktionalen Gründen zu Fuss unterwegs sein, sondern sehen das Gehen und Wandern als wichtige Freizeitaktivität. Wenn man bedenkt, welche Fusswege diese Generationen früher zurückgelegt hat und wie viel körperliche Arbeit verrichtet wurde, ist dieses Bedürfnis gut nachvollziehbar.

Darüber hinaus wollen ältere Menschen gut informiert zu sein und bleiben über das, was im Dorf vor sich geht. Dieses Bedürfnis kann bei Spaziergängen zumindest teilweise gestillt werden. Das Wissen um das Gemeindeleben stärkt das Gefühl einer sorgenden Gemeinschaft, in der man sich gegenseitig unterstützt und füreinander da ist. Die negativen Aspekte der sozialen Kontrolle werden vermutlich deshalb in Kauf genommen.

Netzwerke und Gemeinschaft

Dem Bedürfnis, gesehen und angesprochen zu werden sind wir oft begegnet. Ältere Menschen möchten als Teil der Gemeinschaft wahrgenommen werden und sich in ihrer Zugehörigkeit bestätigt fühlen. Generationenverbindende Begegnungen treten dabei als enorm wichtig hervor. Sie bieten nicht nur die Möglichkeit, in Kontakt zu bleiben, sondern beinhalten auch die Chance, Erfahrungen und Wissen an die jüngere Generation weiterzugeben. Dieser Wissenstransfer stärkt das Gefühl der älteren Bevölkerung, auch nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben wertvolle Beiträge für die Gemeinschaft zu leisten. Gleichzeitig verspüren viele ältere Menschen das Bedürfnis, Neues zu lernen und zu entdecken – Neugier und Lernbereitschaft bleiben in vielen Fällen lange erhalten und sind wichtig für ein gutes Altern.

Mit zunehmendem Alter ändert sich jedoch zwangsläufig die Rolle eines Menschen innerhalb der Gemeinschaft. Viele ältere Menschen wünschen sich, weniger Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen zu müssen und ihren Beitrag anders zu gestalten als früher: Die aktive Rolle abzugeben und trotzdem Teil der Gemeinschaft zu bleiben. Trotz dieses Bedürfnisses nach Rollenwechsel bleiben Begegnungen und soziale Kontakte wichtig für das Gefühl der Verbundenheit und Teilhabe. Unter anderem das traditionelle Jassen scheint bei sehr Vielen eine wichtige soziale Aktivität zu sein.

Der Wunsch, dass Neuzuziehende ins Dorf kommen, um dessen Überleben zu sichern, ist weit verbreitet bei der älteren Generation. Er steht dem Bedürfnis entgegen, den Familienbesitz in den Händen der eigenen Familie zu behalten, auch wenn dieser dann «nur» als Ferienhaus genutzt und nicht ganzjährig bewohnt wird.

Gesundheit und Betreuungssituation

Die Interviewten legen alle ausnahmslos grossen Wert auf eine verlässliche medizinische Versorgung. Aus den Gesprächen haben wir den Eindruck gewonnen, dass diese aktuell stabil organisiert ist und sich die Befragten gut versorgt fühlen. In Notfallsituationen vertraut man auf die Hilfe von Familie, Nachbarschaft und sorgt auch mit Notvorräten vor. Insbesondere in den Dörfern Bristen und Isenthal, wo die Versorgung von einer einzigen Strasse abhängt.

Für die meisten Interviewten ist es wichtig im Alter unabhängig zu bleiben und niemandem zur Last zu fallen – sie möchten ungern um Hilfe bitten müssen. Sie sehen das Konfliktpotenzial, das entstehen kann, wenn Angehörige zu stark in die Betreuung und Pflege eingebunden werden, weshalb nicht alle diese Arbeiten von der Familie erbracht werden sollen. Hier wird insbesondere die Spitex Uri mehrmals und ausschliesslich positiv erwähnt. Trotz allem wird schlussendlich doch der Grossteil der Betreuung, Pflege und Unterstützung innerfamiliär geleistet.

Aus dem Wissen, dass im Kanton Uri überdurchschnittlich viele SeniorInnen mit niedriger Pflegestufe in die Alters- und Pflegeheime eintreten, stellen wir die Hypothese auf, dass ein Bedarf besteht für ein Angebot, das zwischen familiärer und professioneller Unterstützung angesiedelt ist. Das wären Freiwillige, sogenannte «KümmerInnen», die dazu beitragen würden, dass die Betreuungssituationen zuhause länger tragfähig bleiben. Einen Anhaltspunkt für den Bedarf an Alterswohnungen oder betreutem Wohnen in den Dörfern als Zwischenstufe vor dem Übertritt in ein Altersheim haben wir indes nicht gefunden.

Viele ältere Menschen haben zudem den Wunsch, sich um ihre Enkelkinder zu kümmern, was ihnen Freude, einen festen Platz in der Familie und ihrem Alltag eine zeitliche Struktur gibt.

Informationsbeschaffung

Die Interviewten haben ein starkes Bedürfnis informiert zu sein. Sie möchten insbesondere wissen, was im Dorf passiert, einige von ihnen haben auch noch einen Bezug zum Weltgeschehen. Ein wichtiges Anliegen ist das Streben nach neuem Wissen, insbesondere im Umgang mit modernen Technologien. Die Bereitschaft, Neues zu lernen, zeigt den Wunsch, nicht abgehängt zu werden, sondern weiterhin selbstbestimmt zu leben. In diesem Bereich unterstützt vor allem die Familie (Enkelkinder) enorm.

Sicherheit spielt eine zentrale Rolle: Ältere Menschen wünschen sich ein sicheres Leben zuhause und zuverlässige Dienstleistungen im digitalen Raum.

Zukunft

In den Gesprächen hörten wir oft das Bedürfnis, das Überleben des Dorfes zu sichern und den Bestand der Gemeinschaft zu wahren. Dies beinhaltet den Wunsch, neue Zuziehende mit Familien zu gewinnen, um die Dorfgemeinschaft zu stärken und Zukunftsaussichten zu schaffen. Auch das Bedürfnis, mit TouristInnen in Kontakt zu treten, um die Begegnungen zwischen Einheimischen und Besuchenden zu fördern wurde erwähnt. Dazu braucht es aufgrund der Angaben der Interviewten langsamen Tourismus mit längerer Aufenthaltsdauer, der den Charakter des Dorfes respektiert und die Gemeinschaft bereichert.

Es ist den Interviewten wichtig, die Verantwortung für die Gemeinschaft an die nächste Generation weiterzugeben, dabei selbst aber nicht aus dem sozialen Gefüge herauszufallen. Einzelne haben auch die Möglichkeit des Wegziehens in den Urner Talboden als Zukunftsoption genannt. Vor allem, wenn im Talboden ein soziales Umfeld vorhanden ist, scheint dies eine attraktive Option zu sein.

Auch in diesem Zusammenhang wurde der Wunsch deutlich, niemandem zur Last zu fallen. So wird es als selbstverständlich angesehen, dass mit zunehmender Hilfs- und Pflegebedürftigkeit der Schritt in ein Alters- und Pflegeheim kommt. Dies spiegelt das Bedürfnis wider, die Balance zwischen Selbstbestimmung und der Fürsorge für die Gemeinschaft zu finden. Ein Bedürfnis nach seniorenrechtlichen Wohnungen im Dorf haben wir wie erwähnt nirgends gehört.

Aus der Forschung wissen wir, dass die meisten Menschen in ihrem eigenen Zuhause sterben möchten. Wir gehen davon aus, dass dies auch bei den Interviewten der Fall ist, auch wenn über den letzten Lebensabschnitt nicht gesprochen wurde.

5.1 Empfehlungen für Kanton und Gemeinden

Abgeleitet von den Bedürfnissen, die aus den Gesprächen hervorgehen, finden sich in diesem Teil Empfehlungen für Kanton und Berggemeinden in Uri. Die Weiterarbeit an diesen Empfehlungen bedingt in vielen Fällen den Einbezug der jeweils Betroffenen. Aus diesem Grund steht die Empfehlung «Partizipation und Empowerment» vor allen anderen.

Aus den Gesprächen ist klar hervorgegangen, wie hoch die Identifikation mit und die Orientierung auf die Wohngemeinde bei älteren, insbesondere bei hochaltigen Menschen ist, die ihr ganzes Leben in dieser Berggemeinde verbracht haben. Dies und die zunehmende Immobilität im Alter schreiben der Gemeinde eine enorm wichtige Rolle beim guten Altern ihrer EinwohnerInnen zu – und dies, obwohl im Kanton Uri viele Angebote aus guten Gründen kantonale gelöst werden und meist im Talboden stattfinden.

Weiter sollte die Anerkennung für die enorme Leistung, welche die Gemeinschaften in Urner Bergdörfern erbringen, von Kantonsseite verstärkt werden.

1. Partizipation und Empowerment

Die aktive Mitwirkung von EinwohnerInnen (oder Beteiligten) fördert den nachhaltigen Einfluss von Massnahmen, die einem guten Alter(n) in der Gemeinde und im Kanton dienen. Dabei ist es nicht bei jeder Massnahme sinnvoll, einen partizipativen Ansatz anzuwenden. Wichtig ist jedoch, dies

systematisch zu prüfen und vor dem Beginnen zu klären, ob und wenn ja in welcher Form die EinwohnerInnen (oder Beteiligten) einbezogen werden sollen und dies klar zu kommunizieren. Partizipative Massnahmen haben den Vorteil, dass sie die Beteiligten empower/stärken, was in der Regel zu langfristigeren und bedürfnisgerechten Umsetzungen führt.

Bei partizipativen Massnahmen ist immer wieder zu prüfen, ob sich auch wirklich diejenigen beteiligen (können), die man ansprechen will oder ob es Anpassungen braucht, damit dies erreicht wird. Auch zu beachten gilt, dass es nicht bspw. «die SeniorInnen» oder «die Jugendlichen» gibt. RepräsentantInnen einer Gruppe decken nie alle deren Anliegen ab, weshalb es sich lohnt, auch innerhalb einer Gruppe Vielfalt anzustreben oder sich zumindest der Beschränktheit bewusst zu sein.

2. Altersbilder

Die heute vorherrschenden, meist stereotypen, Altersbilder entsprechen nicht der vielfältigen Realität von alten und alternden Menschen. Dies führt zu zahlreichen negativen Auswirkungen wie etwa einem negativen Selbst- und Fremdbild, Einschränkungen bei der gesellschaftlichen Teilhabe, Diskriminierung, einem Mangel an gesellschaftlicher Anerkennung und fehlenden altersfreundlichen Strukturen. All dies kann zu einer frühzeitigen und verstärkten Verschlechterung des physischen und psychischen Gesundheitszustandes älterer Menschen beitragen. Es macht sich somit bezahlt, wenn EntscheidungsträgerInnen einerseits die Altersbilder, auf deren Basis sie Entscheidungen für ältere Menschen treffen, immer wieder kritisch überprüfen. Andererseits lohnt es sich darauf zu achten, welche Altersbilder man als EntscheidungsträgerIn und Behörde nach aussen kommuniziert.

Um realistische Altersbilder zu etablieren, empfehlen wir die Förderung von Begegnungen zwischen den Generationen aller Alter - nicht nur ganz alt und ganz jung - innerhalb der Dorfgemeinschaft, welche den Dialog ins Zentrum stellen. Auch sollen gezielt partizipative Methoden für Planungs- und Entscheidungsprozesse von Behörden angewendet werden. Zudem ist zu beachten, dass alternde Menschen in ihrer Vielfalt in den Kommunikationskanälen der Behörden repräsentiert sind.

3. Rahmen schaffen für das Erzählen zugunsten einer lebendigen Dorfgemeinschaft

Um eine (Dorf-) Gemeinschaft lebendig zu halten, ist die gemeinsame Geschichte, verwoben mit der individuellen von grossem Wert. Dem grossen Erzählbedürfnis für die Dorfgeschichte, die Dorfkultur und die eigenen Biografien soll in vielfältiger und kreativer, auch für Junge in ansprechender Weise und in generationenverbindender Form Rechnung getragen werden.

4. Raumbezogene Erinnerungen und Geschichten in Erfahrung bringen und sichtbar machen

Die Geschichte und Kultur des Dorfes und auch einzelne Biografien sind eng mit räumlichen Erinnerungen verbunden. Gemeinsame Erinnerungen, wie auch neue gemeinsame Erlebnisse sind oft ortsgebunden. Deshalb tragen Orte zu einer gemeinsamen Identität und einem Gemeinschaftsgefühl bei und sollten achtsam und bewusst gestaltet werden. Diese Aspekte sind für alle EinwohnerInnen und insbesondere für ältere Menschen, die ein Leben lang in diesen Dörfern gewohnt haben, wichtig um sich wohl und verbunden zu fühlen.

5. Attraktive Treffpunkte im öffentlich zugänglichen Innen- und Aussenraum schaffen

Bestehende öffentlich zugängliche Innen- und Aussenräume sollen so gestaltet sein, dass sie Aufenthaltsqualität für möglichst viele Anspruchsgruppen und explizit für SeniorInnen bieten. So

können neue Ziele und Treffpunkte mit (generationen-) verbindendem Charakter entstehen, welche spontane Begegnungen fördern. Diese sollen gemeinsam mit verschiedenen Anspruchsgruppen entwickelt werden, unter Beachtung der Anhaltspunkte für Aufenthaltsqualität, des Einbezugs der Jahreszeiten, von generationenverbindenden und spielerischen Ansätzen und von gemeinschaftlicher Nutzung und Verantwortung.

Treffpunkte können auch Innen- und Aussenräume sein, welche sich die Nutzenden selbst aneignen und gestalten können. So haben etwa auch «natürlich» entstandene Treffpunkte (bspw. Berg- und Talstation Seilbahn Gitschenen, Dorfläden) Potenzial aufgewertet zu werden, damit sie zu attraktiven Begegnungsorten werden können.

6. Mobilität und Barrierefreiheit im öffentlichen Raum und in den Dienstleistungen fördern

Um herauszufinden, wo der öffentliche Raum und die Dienstleistungen barrierefrei sind und wo nicht, ist der Einbezug von SeniorInnen und weiteren Anspruchsgruppen zentral. Mit Dorfbegehungen²⁵ oder anderen partizipativen Formen wird rasch erkennbar, wo im öffentlichen Raum und in den öffentlichen Dienstleistungen Hindernisse für SeniorInnen bestehen und wie sie (oft mit einfachen Mitteln) behoben werden können.

Kommunale und kantonale Verkehrskonzepte sollen möglichst alle Anspruchsgruppen einschliessen. Barrierefreier und attraktiver Fussverkehr innerhalb der Siedlungsgebiete soll dabei besonders beachtet werden. Er fördert die körperliche Bewegung, die soziale Teilhabe, schafft Möglichkeiten für gemeinsame räumliche Erlebnisse. Dazu gehören sichere, barrierefreie und vernetzte Fusswege, attraktive generationenverbindende und seniorengerechte Ziele, Rast- und Verweilmöglichkeiten.

Ebenso ist eine regelmässige Anbindung an den öffentlichen Verkehr (idealerweise ein Ein-Stunden-Takt) zentral. Dies ermöglicht das Selbstständig-Bleiben bis ins hohe Alter, soziale Begegnungen und körperliche Mobilität.

Für Unterstützung bei den immer stärker digitalisierten Dienstleistungen sind unter Punkt 8 und 9 entsprechende Empfehlungen zu finden.

7. Wohnraumanpassungen zuhause für mehr Sicherheit propagieren

Das Thema scheint bis heute eher wenig beleuchtet. Neben einfachen baulichen oder Einrichtungs-Massnahmen gibt es auch neue digitale Lösungen für mehr Sicherheit zuhause. Über diese Lösungen soll möglichst lokal, proaktiv informiert und auch beraten werden.

8. Digitale Teilhabe mit generationenverbindenden Lerngelegenheiten fördern

SeniorInnen haben in der Regel wenig Berührungspunkte mit der digitalen Welt und lernen gerne Neues. Zudem holen sich viele SeniorInnen bei digitalen Herausforderungen innerfamiliäre Unterstützung. Das Thema der digitalen Teilhabe hat grosses Potenzial, um in generationenverbindender Weise angegangen zu werden. Um die digitale Teilhabe langfristig zu

²⁵ Im städtischen Gebiet Quartierbegehung genannt. Hier ein Beispiel: <https://zepra.info/news-detail/quartierbegehungen-in-der-pilotgemeinde-wil>

sichern, braucht es Unterstützung, auch ausserhalb der Familie. Diese Unterstützung kann mit freiwilligen Netzwerken und Nachbarschaftshilfe (siehe Punkt 9) aufgebaut und gesichert werden.

9. Freiwillige Netzwerke und Nachbarschaftshilfe fördern

Heute werden die meisten Unterstützungsleistungen und Hilfen für zuhause lebende SeniorInnen innerhalb der familiären Strukturen oder dann von professionellen Dienstleistenden erbracht. Vereinzelt gibt es Nachbarschaftshilfe, welche diese Rolle übernimmt, wenn keine Familienangehörigen vor Ort sind.

Im Hinblick auf die Zukunft mit immer mehr Einzel-Haushalten, SeniorInnen deren Angehörige entfernt wohnen und mit dem Gedanken, die Dorfgemeinschaften zu stärken, lohnt sich ein Blick auf das Tessiner Freiwilligen-Netzwerk mit sogenannten «Tutore die Comunità». Die Tutoren wohnen im selben Dorf wie die SeniorInnen, mit welchen Sie ein Tandem bilden. Sie erweitern und entlasten die familiäre Unterstützung (die Familie wohnt oft nicht in derselben Gemeinde) und kommen vor oder ergänzend zu den professionellen Dienstleistungen zum Einsatz. Die Tessiner TutorInnen haben alle eine psychosoziale Kurzausbildung besucht, die ihnen aufzeigt, wie sie SeniorInnen unterstützen - auch mit digitalen Möglichkeiten- und dabei deren Selbstständigkeit erhalten und fördern können und wann der Zeitpunkt gekommen ist eine Fachperson beizuziehen. Ihr Netzwerk ist an die Gemeinde angeschlossen, und es finden systematische Austausch bzw. eine Begleitung der TutorInnen statt. Wir empfehlen hier, ein Folgeprojekt in interessierten Gemeinden zu starten.

10. Tourismus als Teil des Dorflebens erkennen und Begegnungen ermöglichen

Nachhaltige Begegnungen mit TouristInnen sind bei den SeniorInnen gewünscht. Dies erfordert Angebote, welche die Attraktivität längerer Aufenthalte beinhaltet und Begegnungen mit Einheimischen ermöglicht. So könnten beispielsweise Proben des Musikvereins, Turnstunden und weitere geeignete Angebote geöffnet und beworben werden. Auch gilt es bei der Weiterentwicklung von öffentlicher Infrastruktur und Dienstleistungen immer auch die Sichtweise von TouristInnen zu beachten. Die Umsetzung der obgenannten Empfehlungen können mit der ergänzten Sichtweise von TouristInnen einen Mehrwert für genau diese Anspruchsgruppe schaffen.

Des Weiteren sind SeniorInnen auch eine kaufkräftige Zielgruppe im Tourismus. Schafft man also einen Mehrwert für die einheimischen SeniorInnen, kann dies mit guter Vermarktung eine anziehende Wirkung auf diese TouristInnen im Seniorenalter haben.

Ein letzter Hinweis: Auf der Website www.alter-uri.ch sind schon heute diverse Angebote für SeniorInnen und ihre Angehörigen zu finden. Für weitere Arbeiten basierend auf den vorangegangenen Empfehlungen lohnt sich ein Blick auf diese Angebote.

6 Anhang

Projekt «Gutes Altern im Urner Berggebiet» und Lehrveranstaltung «Lebendige Erinnerungen – Generationenbeziehungen im öffentlichen Raum und das biographische Interview als Forschungsmethode», FS 2024

Leitfaden mit Beispielfragen für die Interviews in den Dörfern Amsteg, Bristen, Isenthal und Silenen

Bei Terminvereinbarung: Nach Fotos vom ehemaligen Dorfleben fragen

Im Interview:

Sich vorstellen

Informationen zum Gespräch anhand des Infoblattes für Interviewte (bitte abgeben, weil dort Kontakte angegeben sind)

Biographische Eckpunkte der interviewten Person

Jahrgang, Herkunftsfamilie, eigene Familie, beruflicher Werdegang, Wohnorte (im Dorf und ausserhalb), Wohnsituationen/Wohnformen, Arbeitsorte, Ämter, besondere biographische Ereignisse (z.B. Krisen, Erfolge)

Räume des Dorfes damals und heute (evtl. mit Karte oder Luftbild begleiten)

- Wie sah der Alltag in diesem Dorf früher aus? Wo haben sich Kinder, Jugendliche, Erwachsene und ältere Menschen damals besonders oft aufgehalten? Wo nur selten? Welches waren eher Frauenorte, welches eher Männerorte? Wie war der Alltag im Sommer, wie im Winter? Wie sieht der Alltag im Dorf heute aus?
- Welche aussergewöhnlichen Ereignisse (Feste, Bräuche, anderes) prägten früher das Dorfleben? Wie ist das heute? Wie beurteilen Sie diese Veränderungen?
- Vereinsleben: Welche Vereine gab es früher, welche heute? Wo trafen/treffen sie sich? Waren oder sind Sie bei einem oder mehreren Vereinen dabei?
- Wo kam es früher und wo kommt es heute zu Begegnungen der Generationen im öffentlichen Raum? Welche Verhaltensregeln galten dann? Gab es an bestimmten Orten (z.B. Friedhof) Tabus? Haben sich diese Regeln verändert?

Erlebnisse und Verhalten der interviewten Person im Dorf damals und heute

- An welche Erlebnisse (schöne und unangenehme) im Dorf als Kind, Jugendliche(r) und Erwachsene(r) können Sie sich erinnern? Wo sind diese Erlebnisse passiert und wer war dabei?
- Wo halten Sie sich heute auf im Dorf und mit wem? Genügen Ihnen diese Kontakte im Dorf oder hätten Sie gerne mehr?
- Welches sind für Sie die prägnantesten Veränderungen im Dorf – sowohl äusserlich als auch bezüglich der Stimmung? Haben Sie früher etwas vermisst im Dorf oder vermissen Sie heute etwas?
- Gab es Momente, wo Sie das Dorf am liebsten verlassen hätten? Warum?

Gesundheitsversorgung und Betreuungssituation älterer Menschen damals und heute

- Wie war früher im Dorf der Zugang zu medizinischen Fachpersonen und zu einem Spital organisiert? Wie hat sich das verändert?
- Wie hat sich Ihr persönliches Verhältnis zu medizinischen Fachpersonen verändert und was beobachten Sie diesbezüglich im Dorf?
- Wer half früher in Notfallsituationen? Wie sind Sie heute für den Notfall gerüstet? Wer würde sich um Sie sorgen?
- Inwiefern sind Sie in Ihrem Alltag auf Unterstützung angewiesen? Wer hilft Ihnen? Was machen ältere Menschen, die keine Verwandte im Dorf haben?
- Wer sind Ihre Vertrauenspersonen?
- Was muss gegeben sein, damit Sie sich gesund und sicher fühlen?

Mobilität damals und heute

- Welche Wege legen Sie innerhalb des Dorfes regelmässig zurück? Wie sind sie dabei unterwegs (zu Fuss, Velo, Auto)? Wie hat sich das im Verlauf Ihres Lebens verändert?
- Wie bewegen sich Menschen, die ausserhalb des Dorfes wohnen zum Dorfczentrum?
- Zu welchen Gelegenheiten und mit welchen Verkehrsmitteln verlassen Sie heute das Dorf? Wie war das früher?
- Gibt es Orte (im Dorf und ausserhalb), wo Sie gerne hingehen würden, die Sie aber nicht (mehr) erreichen können?

Informationsbeschaffung damals und heute

- Welche Informationen sind für Sie heute wichtig – solche über das Dorf, den Kanton, die Schweiz, die Welt, andere? Hat sich das im Verlauf Ihres Lebens geändert?
- Wie kommen Sie zu den Informationen, die Sie interessieren? Welche Medien nutzen Sie (Gespräche mit Nachbarn, Telefon, Aushänge/Flyer, Zeitung, Radio, Fernsehen, Computer, Handy)? Können Sie sich erinnern, wie das früher war?
- Als Handy- oder Computernutzer/in: Was gefällt Ihnen an diesen Geräten? Womit haben Sie Mühe? Gibt es Situationen, in denen Sie etwas nicht tun können, weil Sie dafür ein technisches Gerät, ein Computerprogramm oder eine App bräuchten, das Sie nicht haben?

Zukunft

- Was wünschen Sie sich für Ihre persönliche Zukunft?
- Unter welchen Umständen würden Sie in ein Altersheim umziehen wollen?
- Haben Sie Wünsche für die Zukunft des Dorfes?

